



Hier wird Europa gemacht



Georgien – ein postsowjetischer Staat hat genug von Putins Russland und freut sich auf die Buchmesse **3, 4**

Karen Duve empört sich über die Ungerechtigkeit, die Annette von Droste-Hülshoff einst widerfuhr **6**

Populismus ohne Querfront? Chantal Mouffe fordert Leidenschaft statt Konsens. Interview **13**

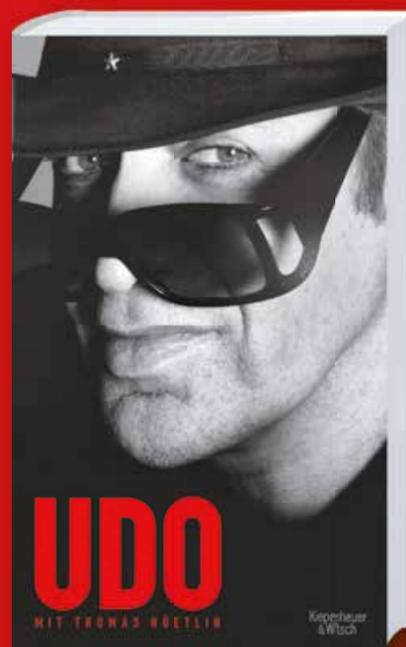
Elektro-Musikfestival, Tiflis 2018
Foto: D. Klammer/laif

Bücher von

Anke Stelling, Timothy Snyder, Lewan Berdsenischwili, Nana Ekvimishvili, Archil Kikodze, Heinz Helle, Karen Duve, Leonard Cohen, Persephone Abbott, Lukas Rietzschel, Cristina García, Charles Bukowski, Fahim Amir, Erica Millar, Ahmet Altan, Yuval Noah Harari, Olivier Guez, Emmanuel Carrère, Bob Woodward, Jessa Crispin, Chantal Mouffe, Valentin Groebner, Felix Bohr, Aleida Assmann, Wolfgang Engler, Jana Hensel, Leila Slimani, Simone Perotti

UDO LINDENBERG Das Buch

»Thomas Hütlin hat mein Leben aufgeschrieben wie einen langen Song von mir. Meine definitive Biografie. Mein Ding.« UDO LINDENBERG



Gebunden
€ (D) 24,-
Verfügbar auch
als E-Book

www.kiwi-verlag.de

Kiepenheuer
& Witsch

editorial

Wer zu Wort kommt

Der deutsche Buchhandel hat laut Umfragen in letzter Zeit mehr Leser verloren, als Georgien überhaupt Einwohner hat. 6,4 Millionen BuchkäuferInnen gibt es weniger, so heißt es (und Georgien hat 3,7 Millionen Einwohner). Dennoch: Georgien wird, so viel lässt sich jetzt schon absehen, auf der Frankfurter Buchmesse einen tollen Gastland-Auftritt hinlegen, und fast 30 Millionen Deutsche haben dann eben doch mindestens ein Buch gekauft.

Krise des Lesens – das ist eben auch relativ. Wir halten es jedenfalls mit Leonard Cohen. Der hat, wie es auf Seite 7 dieser literataz heißt, bei dem Dichter Federico García Lorca eine eigene Stimme gefunden, Material für „ein Selbst, das nicht feststand“. Dass nichts feststeht, auch die Lesekrise nicht, das ist vielleicht die bessere Maxime – weshalb man, statt sich erschüttern zu lassen, zum Beispiel lieber mit Anke Stelling fragen sollte, wer in unserer Gesellschaft zu Wort kommt und wer nicht. Auch dafür gibt es Bücher.

Und die Demokratie? Ist auch sie wirklich in der Krise? Oder sind die härter werdenden Auseinandersetzungen nur ein Ringen um neue Hegemonien? Chantal Mouffe, die wir in Wien getroffen haben, würde Letzterem zustimmen und fordert auf Seite 13 einen linken Populismus. Ein gefährliches Spiel, denn bisher sind alle Anrufungen eines Volkes in Xenophobie und vor allem in Antisemitismus gemündet.

Dirk Knipphals
Tania Martini

Impressum

Redaktion: Dirk Knipphals, Tania Martini
Layout: Kohn&Cornely
Foto-Red.: Petra Schrott
Anzeigen: Tina Neuenhofen, Jan Kniggendorf
taz.die tageszeitung
taz Verlags- und Vertriebs GmbH |
Rudi-Dutschke-Straße 23 |
10969 Berlin
V.i.S.d.P.: Georg Löwisch

Von **Susanne Messmer**

Resi also. Resi heißt die Ich-Erzählerin in Anke Stellings neuem Roman, „Schäfchen im Trockenen“.

Zuerst denke ich an Therese, die Therese von Arthur Schnitzler. An eine alleinstehende Mutter im Wien der Jahrhundertwende also, die mit ihrer brutalen gesellschaftlichen Degradierung klarkommen muss und einen langen inneren Monolog darüber führt. Wie Therese befindet sich auch Resi auf dem absteigenden Ast. Die Gründe allerdings sind – wie immer bei Anke Stelling – absolut zeitgemäß.

Alles fängt damit an, dass Resi die Kündigung ihrer Altbauwohnung in den Händen hält. Der Mann einer Schulfreundin hatte ihr die Wohnung zur Untermiete überlassen, als er in die Baugruppe zog. So wie die anderen Schulfreunde auch. Resi war die Einzige in der Clique, die für eine Baugruppe nie das nötige Geld hätte aufbringen können.

Nun kann sich Resi die aktuellen Berliner Innenstadtmieten natürlich ebenfalls nicht mehr leisten, ihr droht die Verdrängung nach Marzahn, in jene Plattenbausiedlung am östlichen Rand Berlins, die als Problemzone gilt.

Resi ist eine tolle Romanfigur, noch toller sogar als ihre Vorgängerin Sandra in dem Buch „Bodentiefe Fenster“, jenem fünften Roman Anke Stellings, von dem sie 2015 sagte, dass sie sich erst mit ihm hatte freischwimmen können. Viele entdeckten damals Anke Stelling zum ersten Mal. Das Thema: ebenfalls eine Baugruppe im Ex-Szeneviertel Prenzlauer Berg, in der ein absurdes Hauen und Stechen herrscht, ein Sichbelauern und Sichvergleichen der „Richtigmacher und Rezeptverteiler“, so dass man gleichzeitig lachen und frieren musste beim Lesen.

Es gibt allerdings einen wichtigen Unterschied zwischen dem alten und dem neuen Roman: Während Sandra aus den „Bodentiefen Fenstern“ anfangs noch mitmacht bei der Baugruppe, nimmt Resi aus „Schäfchen im Trockenen“ konsequenter die Rolle der Spielverderberin ein. Sie zieht nicht ein mit den besser verdienenden Freunden. Sie lehnt sogar das Angebot des reichsten von ihnen ab, ihr das fehlende Eigenkapital zu borgen. Und das, obwohl sie zu kämpfen hat: Sie ist leidlich erfolgreiche Schriftstellerin, ihr Mann Künstler, sie haben vier Kinder und werden nicht erben.

„Wo man wohnt, bedeutet so viel“, sagt Anke Stelling bei meinem Besuch in einer Altbauwohnung in Prenzlauer Berg, in der sie tagsüber arbeitet. „Wahrscheinlich hat das viel mit Tarnung zu tun, damit, dass man eigentlich blüht“, ergänzt sie.

Die 1971 geborene Autorin hat selbst drei Kinder und wohnt in ei-



In Berlin wird viel gebaut – aber so, dass sich viele Wohnen nicht leisten können
Foto: Tobias Seeliger/snapshot

Mit präziser Wut

Erst kein Geld für die Baugruppe und dann auch noch das Recht, zu reden, einfordern: „Schäfchen im Trockenen“ von Anke Stelling ist viel mehr als ein Szenaroman aus der Neobürgerlichkeit

ner Art Baugruppe um die Ecke. Deshalb wurde oft von ihren Erzählungen auf ihre Person geschlossen. Neuerdings trägt Anke Stelling die Haare kurz, man sieht ihr jetzt sehr direkt ins Gesicht.

Wir unterhalten uns darüber, warum Resi gar keine moderne Therese ist, warum sie eher die Parrhesia im Namen trägt, den Mut zur Wahrheit. Darüber, was Redefreiheit heute bedeutet. Und dass nur jener Kritiker Parrhesia spricht, der sozial schlechtergestellt ist als der, den er kritisiert – das erste Mal, sagt Stelling, sei ihr Parrhesia beim Lesen von Foucault begegnet.

Ganz am Anfang von „Schäfchen im Trockenen“ wird eine Passantin beschrieben, die ganz ungeniert an einen Fahrstuhl pinkelt. Erst ganz am Ende wird das Bild aufgelöst: Resi hat einen Preis für ihre Literatur bekommen, sie muss zu einer Veranstaltung in einem Literaturhaus mit anschließendem Mittagessen.

Irgendwann sagt der Verleger zu Resi: „Resi, du bist schlau, aber du musst auch mal loslassen.“ Und

Resi erwidert, sich an jene Frau erinnernd: „Okay, ich probier's. Wir gehen jetzt raus und pinkeln da hin.“ Und dann denkt sie über den nach, auf den sich das alles bezieht: über Diogenes, den Philosophen in der Tonne, der keine Scham kannte. Diogenes machte sich von überflüssigen Bedürfnissen und äußeren Zwängen völlig frei. Dafür nahm er sich das Recht, zu reden.

Die schwere Frage, die Resi so umtreibt, dass ich beim Lesen manchmal nicht mehr wusste, ob man sie eigentlich noch sympathisch findet oder nur noch total nervig, ist die: Wie kann Mensch es schaffen, gleichzeitig unabhängig zu sein und eingebunden, beziehungslos und involviert? „Dies ist ein Problem, für das es keine Lösung gibt“, sagt Anke Stelling mit einem charmanten Lächeln.

Im Juni dieses Jahres hat Anke Stelling auf einer Tagung zum Thema „Literatur in der neuen Klassengesellschaft“ in Dortmund gesprochen. Sie sagte, dass man „durch Schreiben zum Subjekt wird, vielleicht sogar zur Protagonistin der eigenen Geschichte“. Sie sagte, dass sie auf Widerstände trifft, wenn sie „ich“ sagt, und deshalb von diesen Widerständen erzählt. „Schäfchen im Trockenen“ ist viel mehr als Problem- oder Frauenliteratur, es ist ein Buch, das nicht nur für Mütter aus Prenzlauer Berg geschrieben wurde, die von der Gentrifizierung eingeholt wurden.

Das, was Anke Stelling in ihrem Roman härter herausschält denn je, ist die Beschreibung unserer Klassengesellschaft. Es geht um den Versuch einer Frau, Klassenbewusstsein zu entwickeln in einem Land, in dem es, anders als zum Beispiel in Frank-

reich, eher als uncool gilt, über diese gute alte Frage nachzudenken.

Resi ist ein Kind der 68er-Generation, ihre Mutter war Buchhändlerin, kleinbürgerlich, aber gebildet, und Resi leidet unter ihrem Auftrag, ein selbstverwirklichtes und freies Leben zu führen, denn nichts ist so wählbar und beliebig, wie man ihr weismachen wollte. Die Klassengesellschaft hat sich zu keinem Zeitpunkt in schicke Lebensstile und subkulturelle Unterschiede aufgelöst. Statt dessen werden die Reichen immer noch reicher, die Armen ärmer und Bildungschancen werden vererbt.

Die, mit denen Resi aufgewachsen ist und die einen ganz anderen Hintergrund hatten, tun zwar noch immer so, als seien sie alle gleich, sagen sie aber kaltschnäuzig ab, als sie aufdeckt, dass sie es nie waren.

Leute sind das, die gern mal Sprüche klopfen wie „weiß man doch“ oder „selber schuld“. Oder die Resi als Mutter von vier Kindern fragen: „Wie schafft ihr das?“, womit sie allerdings, wie Stelling schreibt, eher meinen: „Wie kann man nur so dumm sein, es überhaupt zu versuchen?“

Mit präziser Wut schreibt Anke Stelling über die tiefen Gräben in unserer Gesellschaft und darüber, dass immer weniger Menschen darüber entscheiden, wer zu Wort kommt und wer nicht.

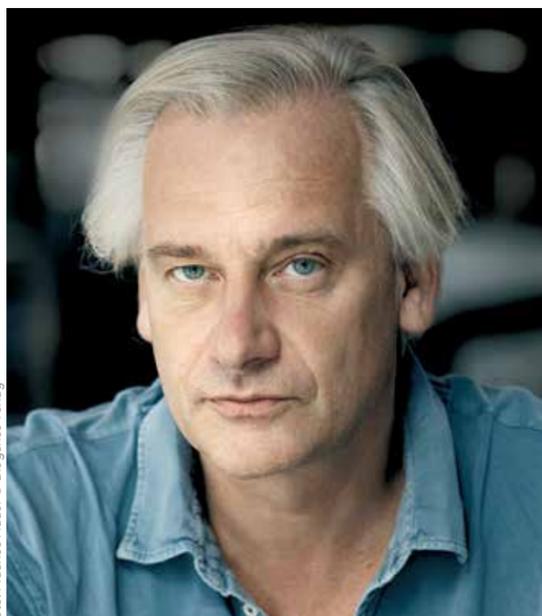


Anke Stelling
Foto: Alexander Slota



Anke Stelling:
„Schäfchen im Trockenen“. Verbrecher, Berlin 2018. 272 Seiten, 22 Euro

Anzeige



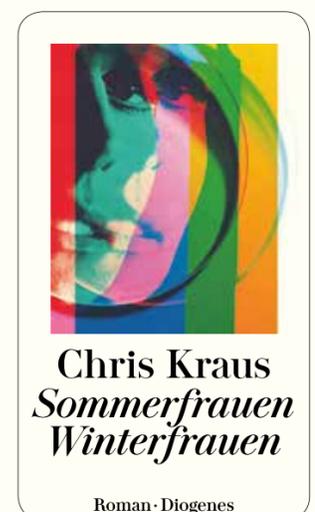
Chris Kraus Sommerfrauen Winterfrauen

»Die Liebeserklärung eines Misanthropen an die Menschheit in all ihrer Widersprüchlichkeit. Tränen gelacht und geweint.«

Lars Eidinger

Moralische Abgründe im New York der Neunziger.
Ein kraftvoller Künstler- und Liebesroman.

LESEREISE 11. Oktober 2018, Frankfurter Buchmesse 14. November 2018, Frankfurt
20. Oktober 2018, Göttingen 23. November 2018, Berlin
12. November 2018, Mainz



Chris Kraus
Sommerfrauen
Winterfrauen

Roman · Diogenes

Diogenes

416 Seiten, Leinen, € (D) 24,-, auch als eBook und Hörbuch



Georgische Flüchtlinge passieren einen russischen Checkpoint bei Gori 2008. Foto: Thomas Grabka/laif

Georgien und der Westen

Auf der Frankfurter Buchmesse stellt sich der Ehrengast Georgien vor. Timothy Snyder beschreibt in „Der Weg in die Unfreiheit“ den russischen Würgegriff, in denen sich die postsowjetischen Nationen heute befinden

Von **Andreas Fanizadeh**

Die Quintessenz der russischen Außenpolitik“, so Timothy Snyder, „ist ein strategischer Relativismus: Russland kann nicht stärker werden, also muss es andere schwächen.“ Detailliert beschreibt der nordamerikanische Historiker und Osteuropa-Experte in „Der Weg in die Unfreiheit“, wie die russische Führung in den letzten Jahren dabei vorging. Und was im Westen so viele schlafwandlerisch bis heute ignorieren. Die vollzogene Gleichschaltung im Inneren Russlands (2011/2012) begleiteten im Äußeren Desinformationskriege gegen den „westlichen Liberalismus“, gegen USA und Europäische Union. Wladimir Putins Propagandaspezialisten greifen dabei je nach Adressat gezielt auf antiwestliche Stereotype der alten Linken oder der faschistischen Rechten zurück, um jeweils besser anzudocken. Putin bezieht sich, so Snyder, in seiner rotbraunen Mixtour, für sein neues Russland auf faschistische Denker wie Iwan Iljin, die er mit Stalinismus und christlich-völkischen Traditionen der russischen Orthodoxie verstrickt.

Den „naiven Umgang“ (Snyder) der westlichen Öffentlichkeit mit den neuen sozialen Medien nutzen (und nutzen) Putins Medien-Trolle und Manipulationsspezialisten gnadenlos aus. Systematisch streuen sie über die sozialen Netzwerke ihre Fake News. Ob russische Söldner ein Passagierflugzeug abschießen oder Territorien unabhängiger Staaten (wie in Georgien oder der Ukraine) besetzen, ob Propagandaspezialisten die Stimmung bei Wahlen wie in den USA zugunsten Donald Trumps beeinflussen oder den staatsterroristischen Luftkrieg gegen die Bevölkerung Syriens rechtfertigen – in wichtigen strategischen Momenten werden Unwahrheiten gestreut, um die offenen Systeme des Westens und deren Gesellschaften so zu attackieren, zu verunsichern und zu schwächen.

Und immer wieder finden sich die Querdenker an den Rändern der orthodoxen Linken wie der extremen Rechten (von Oskar Lafontaine/Sahra Wagenknecht über Peter Gauweiler bis Alexander Gauland) um aus den Echoräumen alter (national)sozialistisch geprägter Klassenkampf-Ideologien

eifrig zu sekundieren. Der rechte Teil der Mitte in Deutschland träumt dabei mittlerweile offen von einer Koalition aus CDU und AfD, die extreme Rechte wie die orthodoxe Linke von einer Zerschlagung der Europäischen Union zugunsten einer Annäherung (völkischer Nationalstaaten) an Putins Russland.

Für Russlands Rechte ist die Demokratie „ein Stand der Sünde“, die russische Nation heilig, Putin ihr unumstrittener „Führer“ und „Erlöser“. Der Westen sei schwach, schwul und verkommen – Homosexualität eine perfide bevölkerungspolitische Waffe der westlichen Globalisierung, um den russischen Volkskörper zu schrumpfen. Für Snyder stellt Putins männlich-nationalistischer Überlegenheitskult eine simple, aber leider auch sehr erfolgreiche Waffe dar. Die Staatspropaganda übertüncht somit, wie ungleich Russland heute ist, wie sehr sich die regierenden korrupten inländischen Oligarchen-Clans an der Allgemeinheit bereichern.

Snyder erinnert daran, wie ein demokratiefähiger Institutionenaufbau in Russland in den 2000er Jahren scheiterte und Putin die rechtsstaatliche Entwicklung verwarf. Außenpolitisch machte sich die Abkehr mit zunehmenden Cyberattacken auf die baltischen Staaten, die EU und die USA bemerkbar. Mit dem Georgienkrieg 2008 und der Besetzung der georgischen Provinzen Abchasien und Südossetien verwarf Russland eine europäische Entwicklungsperspektive. Seither heißt das Projekt nicht mehr Transformation zu einer Demokratie und allmähliche Integration nach Europa sondern „Eurasien“. Es beinhaltet die Rückbesinnung auf den zaristischen und zwischenzeitlich sowjetisch firmierenden russischen Imperialismus, dessen Großraum- und Kolonialpolitik.

Die Georgier bekamen dies zu spüren, sechs Jahre bevor Putins Armee dann die Ukraine überfiel und die Krim besetzte. Durch konstruierte Minderheitenkonflikte will Putin eine weitere demokratische Entwicklung und West-Integration in seinen Nachbarschaften verhindern. Wo die Grenzen wandern und jederzeit heiß zu machende Territorialkonflikte bestehen, ist eine Mitgliedschaft in EU und Nato nur schwer vorstellbar.

Georgiens Intellektuelle sind nicht antirussisch, so sie sich nach Westen

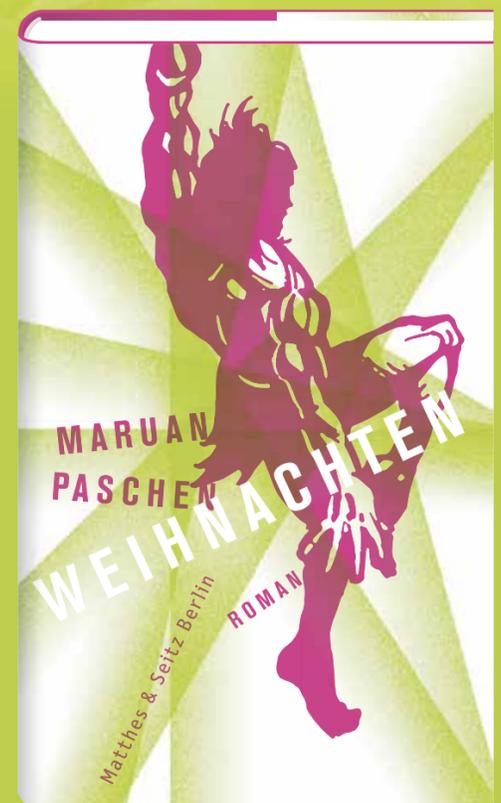
orientieren. Sie wollen eine offene und gerechtere Gesellschaft, in denen die Menschenrechte staatlich garantiert sind. Zu Sowjetzeiten waren sie das nicht. In Frankfurt auf der Buchmesse werden Persönlichkeiten aus Georgien wie Lewan Berdsenischwili von ihren Erfahrungen mit Büchern wie „Heiliges Dunkel. Die letzten Tage des Gulag“ berichten. Es lohnt sich, ihnen zuzuhören. Genauso Schriftstellern wie Aka Mortschiladse, der mit seinem Roman „Die Reise nach Karabach“ in den 1990ern einen Klassiker für das Chaos der frühen Nach-Sowjet-Zeit in Georgien schuf.

Georgien hat sich eine eigenständige Architektur, Kultur und Literatur über die Sowjetzeit hinaus bewahrt. Die periphere Lage am Südkaukasus war für die etwa 4 Millionen Einwohner wohl eher günstig. Heute strömen die Touristen wieder in Massen in das Land. Sie genießen den georgischen Wein, das gute Essen, die Gastfreundschaft, das milde Klima an der Küste und die malerischen Gebirgszüge mit den zahlreichen mittelalterlichen Stätten. Wie sehr diese postsowjetische Gesellschaft heute in Aufbruch begriffen ist, um sexuelle und materielle Freiheiten ringt, lässt sich gerade an ihrer Gegenwartsliteratur ablesen. An den Büchern der seit Jahren in Deutschland lebenden Nino Haratischwili etwa oder an den Romanen jüngerer georgischer Autor*innen wie Nana Ekvimischwili oder Davit Gabunia.

Historiker Snyder definiert den früheren Stalinismus als eine „Politik der Unausweichlichkeit“. Sie hatte sich den Mantel eines unhinterfragbaren Fortschrittsglaubens umgehängt. Die neuen Oligarchen und Putin transformieren diese Idee, so Snyder, in eine „Politik der Ewigkeit“, eine quasi spirituelle, völkisch und natürlich begründete Überlegenheitstheorie der Russen samt ihres großen Führers.

In deren Augen ist der „Westen“ kein geografischer Begriff, sondern eine abzulehnende, liberale und dekadente Wertegemeinschaft. Nach Snyder steht Wladimir Putin jemanden wie Donald Trump von daher sehr viel näher, als es die gegenwärtigen Regierungen in Tiflis oder Moskau tun. Nur sind weder Putins noch Trumps Vorstellungen von Politik sehr reform- oder nachfolgefähig. In diesem Sinne: Georgiens Zukunft liegt im Westen.

MARUAN PASCHENS neuer Roman über deutsche Familien und geklaute Weihnachtsbäume



Leseprobe:



Maruan Paschen
Weihnachten
196 Seiten

Hardcover mit Schutzumschlag
978-3-95757-548-7, Euro 20,- (D)
Auch als eBook erhältlich

Timothy Snyder: „Der Weg in die Unfreiheit“. Dt. v. Höber/Roller. C. H. Beck, München 2018, 376 S., 24,95 Euro

Matthes & Seitz Berlin

Tatort Birnenfeld

Aufregendes Georgien: aktuelle Romane, eine literarische Reise sowie die Erinnerung an die letzten Tage des Gulag



Blick auf Tiflis, die Hauptstadt und Metropole Georgiens Foto: Peter Dammann/Agentur Focus

Eine Anthologie deutscher und georgischer Autoren: „Heiliges Dunkel“ von Lewan Berdsenischwili

Von **Andreas Fanizadeh**

Vor der Frankfurter Buchmesse hatten einige Autor*innen aus Deutschland Gelegenheit, Georgien zu bereisen. Die Frankfurter Verlagsanstalt, in der auch die Romane von Nino Haratischwili und vieler georgischer Autor*innen erscheinen, hat nun deren Reiseindrücke in der Anthologie „Georgien – eine literarische Reise“ (192 Seiten, 25 Euro) veröffentlicht. Mit dabei Lucy Fricke, Ulla Lenze, Volker Schmidt, Fatma Aydemir, Stephan Reich, Kadja Petrowskaja und von georgischer Seite Archil Kikodze, Tamta Melaschwili, Imra Tawelidse, Nestan Nene Kwinikadse, Anna Kordsaia-Samadaschwili und Abo Iaschaghaschwili.

Der mit Collagen und Zeichnungen von Julia B. Nowikowa schön illustrierte Band ermöglicht eine erste Annäherung an das südkaukasische Land, das bereits zu Sowjetzeiten als Méditerranée des Ostens galt. Die in Deutschland lebende Hara-

taschwili erzählt in der Einleitung mit dezenter Selbstironie, wie sie bei einer Reise zurück in ihre alte Heimat der Freundin den Exotismus austreiben wollte und beim Spaziergang durch Tiflis auf schwer korrekte Wissensvermittlung aus war. „Ich stritt und diskutierte mit ihr über die westliche Sehnsucht nach dem Zerfall“, so Harataschwili, „die Begeisterung der Europäer über die vermeintlich ‚ostalgieischen‘ Gegenstände und Möbel“. Doch, so die spätere Erkenntnis, „indem ich ihren Blick versuchte zu formen, veränderte sich meiner“.

Umgekehrt erzählt die deutsche Autorin Fricke in dem Band, wie sie durch die georgische Provinz Tchetien reist und lernt, dass man auf einem Pferd nicht rauchen sollte. Schriftstellerin Lenze beschreibt den Widerspruch, von alter kirchlicher Kultur in der Landschaft Kache nicht fasziniert zu sein, obwohl die orthodoxe Kirche Georgiens allgemein als homophober Hort der Reaktion gilt. Und auch Autorin Fatma Aydemir

wählt die Mittellage. Sie lässt eines von zwei Bieren zurückgehen, nachdem ihr erklärt wird: „Wenn Männergruppen unterwegs sind, geben sie immer ein paar aus, um mit den Frauen ins Gespräch zu kommen.“

Postsowjetischen Sarkasmus, Dissidenz und Historizität der georgischen Gesellschaft versteht man vielleicht am besten, so man ein Buch wie Lewan Berdsenischwilis „Heiliges Dunkel. Die letzten Tage des Gulag“ liest (Mitteldeutscher Verlag, 264 Seiten, 25 Euro). Mit Galgenhumor erzählt Berdsenischwili von den Menschen, die er im sowjetischen Gulag traf. Die wie er wegen despotischer Anschuldigungen noch in den 1980ern in den Lagern verschwanden.

All den seltsamen Typen setzt er mit seinem authentischen Werk ein Denkmal: „Ich behaupte sogar, dass Georgi Chomisure auf den größten Führer aller Zeiten und Völker, den Generalissimus und Führer des internationalen Proletariats sehr viel allergischer reagierte als auf Hühnererier.“

Nana Ekvimishvilis Roman „Das Birnenfeld“: starke Persönlichkeiten in einem georgischen Kinderheim

Von **Eva-Christina Meier**

In der von sozialistischen Einheitsbauten gesäumten Kertsch-Straße am Rand der georgischen Hauptstadt kennt man das benachbarte Internat nur als „Debilenschule“. In knapper, sehr bildhafter Sprache erzählt die in Tiflis aufgewachsene Autorin und Filmemacherin Nana Ekvimishvili in „Das Birnenfeld“ von dem Leben an diesem abseitigen Ort.

Denn für die benachteiligten Schüler der Anstalt fühlt sich nach dem Ende der Sowjetrepublik, Mitte der neunziger Jahre niemand zuständig.

Wie die meisten der Kinder dort weiß auch Lela nicht, wie sie in das Heim kam und wer ihre Mutter ist. Inzwischen ist sie die älteste und stärkste der Bewohner.

Nun hat die Achtzehnjährige die Stelle des Parkplatzwärters an der Schule übernommen. Mit burschikoser Fürsorge kümmert sie sich besonders um den neunjährigen

Irakli. Der leidet unter der Trennung von seiner Mutter, die ihn am Telefon immer nur vertröstet und irgendwann ohne Abschied nach Griechenland verschwindet.

Für Lela kommen und gehen die Bewohner des Internats. Über einige der ehemaligen Heimkinder kursieren heldenhafte Geschichten, andere sollen beim Betteln am Bahnhof gesehen worden sein. Als der kleine Sergo für die Internatsdirektorin Zizo mit einem Kleid zur Kioskbesitzerin rennt, wird er auf der Straße von einem Auto überfahren. Der Fahrer kommt für die Beerdigung des Jungen auf, und eine Nachbarin kommentiert das anerkennend: „Ein anderer hätte sich nicht mal nach ihm erkundigt“.

Aus Lelas Perspektive und mit deren stoischer Haltung verfolgt Ekvimishvili in ihrem Romanebüt die Ereignisse auf dem Internatsgelände zwischen Badehaus, Hauptgebäude und den Wohnblöcken der Nachbarschaft. Erwachsene

scheinen in der Welt der Heimkinder keine tragende Rolle zu spielen.

Und umgekehrt nimmt die Außenwelt wenig Notiz von ihnen. So sind sie weitgehend sich selbst überlassen und handeln nach ihren eigenen, erprobten Gesetzen.

Nur Lelas unbändige Wut kontrastiert gleich zu Beginn der Handlung den eingespielt wirkenden Internatsalltag: „Ich töte Wano.“ Obwohl die Autorin die Hintergründe für den Plan erst im Verlauf der Erzählung durch kurze Rückblenden offen legt, öffnet Lelas Mordfantasie bald den Blick auf ein System aus Gewalt und Erniedrigung, das die abgeschobenen Kinder als Normalität kennengelernt haben. Dieser Realität begegnen sie mit Brutalität genauso wie mit Mitgefühl.

Nana Ekvimishvili: „Das Birnenfeld“. Aus dem Georgischen von Juliane Deng und Ekaterine Teti. Suhrkamp Verlag, Berlin 2018. 221 Seiten, 16,95 Euro

Eine Grabung entlang verschütteter Ereignisse und Geschichten: Archil Kikodzes Roman „Der Südelefant“

Von **Doris Akrap**

Das Einzige, was noch an seinen besten Freund Tazo erinnert, ist das Schwarz-Weiß-Foto, auf dem die beiden 10-jährigen Junges vor einem prähistorischen Elefantenskelett stehen. Aufgenommen wurde es von Tazos Vater im Hof des Staatlichen Museums von Tiflis, in dem die Eltern der beiden Freunde arbeiteten. Nach Jahren des Schweigens taucht Tazo eines Tages wieder auf und bittet den ehemals besten Freund, ihm seine Wohnung für einen Tag zu überlassen. Der alte Freund erlaubt ihm das und tritt vor die Tür. Da er nichts zu tun hat, streift er ohne Ziel durch die Stadt.

Dabei begegnet er in den Parks, Cafés, Treppenhäusern, auf Bürgersteigen oder am Flussufer unfreiwillig seiner Geschichte. Ständig löst irgendwas oder irgendwer Erinnerungen aus, die lange verschwunden waren. Es sind unangenehme Erinnerungen an große Lieben und Verluste, und es sind die Erinnerungen an die Geschichte des sowjetischen Georgien und des georgischen Bürgerkriegs in den 1990er Jahren.

„Ein Stein kann auch eine gültige Waffe in einem ungerechten Kampf sein. Die Menschheit ist schön, wenn sie einen Panzer mit Steinen bewirft, und hässlich – wenn sie mit Schaum vorm Mund mit demselben Stein auf einen Wehrlosen einschlägt. Dabei ist es durchaus denkbar, dass derselbe Mensch beide Taten verübt“, schreibt Kikodze. Der für seine Romane und Erzählungen vielfach ausgezeichnete Autor zeigt in dieser Erzählung beeindruckend dicht und intensiv die für postsowjetische Staaten so typische engste Verbindung zwischen politischer und persönlicher Schuld, Verantwortungslosigkeit und Rücksichtslosigkeit, die zum gnadenlosen Verdrängen der eigenen Geschichte führt.

Da ist beispielsweise das Haus, in dem der sowjetische Geheimdienstchef Berija einen georgischen Schriftsteller folterte. Man muss allerdings schon wissen, was sich in diesem Haus zugetragen hat, denn es gibt kein Hinweisschild, das auf diese Geschichte hindeutet. Auch der Anblick der Strommasten reicht nicht, um sich zu erinnern, dass die Geschichten von den kleinkriminellen Stromdieben nur verdecken, dass der ganze Staat sich auf Kosten der eigenen Bürger als Stromschmuggler betätigte.

Archil Kikodzes Roman „Der Südelefant“, im Original 2017 in Georgien erschienen, ist kein hübscher Flanierspaziergang, der uns die Reize der Schönheit von Tiflis zeigt. Der Roman ist eine archäologische Grabung. Wie ein Altertumsforscher auf der Suche nach tieferen Schichten seines Lebens, der Stadt und der Gesellschaft gräbt sich der Erzähler durch verschüttete Ereignisse. Beide Freunde im Roman tragen die unaufgearbeitete und schmerzende Verantwortung für einen Toten.

Kikodze, einer der bekanntesten Tifliser Autoren, arbeitet auch als Fotograf, als Bergführer im Kaukasus und als Stadtführer in Tiflis – und ist auch als solcher sehr zu empfehlen.

Archil Kikodze: „Der Südelefant“. Aus dem Georgischen von Nino Haratischwili und Martin Büttner. Ullstein, Berlin 2018, 272 Seiten, 22 Euro

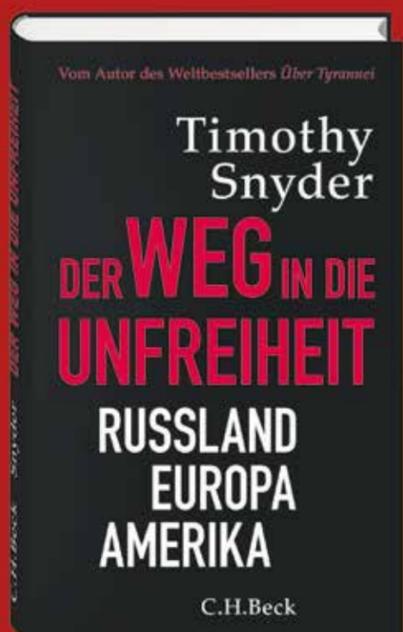
Anzeige

«Jeder, der die politische Krise verstehen will, die gegenwärtig die Welt erfasst hat, sollte diese brillante Analyse lesen.»

Yuval Noah Harari

«Brillant. Düster. Wortgewaltig.»

The Times

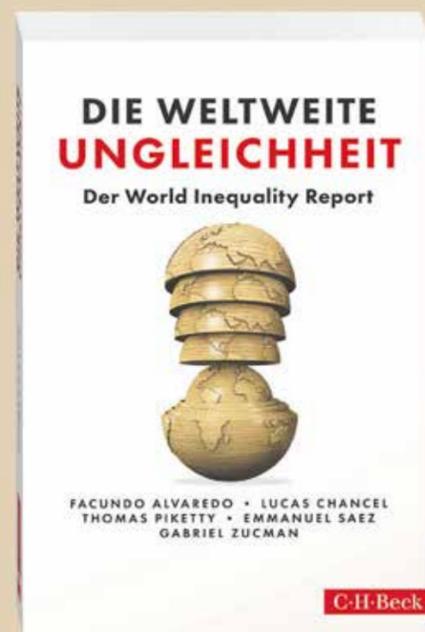


376 S., 4 Abb., 10 Ktn. Geb. € 24,95 | ISBN 978-3-406-72501-2

«Wenn sich nichts ändert, wird es böse enden.»

Stefan Reinecke, taz

Ein junges Team von Ökonomen, zu dem auch Thomas Piketty gehört, legt hier Fakten und Analysen vor, die ganz klar zeigen: Fast überall auf der Welt nimmt die Ungleichheit dramatisch zu.



457 S., zahlr. Tab. u. Grafiken, Klappenbr. € 20,- (pb 6,95) | ISBN 978-3-406-72385-8

C.H. BECK
WWW.CHBECK.DE

Eine lange Reise durch die Nacht ist Heinz Helles Roman „Die Überwindung der Schwerkraft“. Immer wieder landet dieses Buch bei den letzten Dingen und verhandelt dabei die in #Metoo-Zeiten virulente Frage, ob man das, was einem angetan wird, durch Erzählen bannen kann



Zwei Halbbrüder auf Sauf tour in München – so fängt Heinz Helles Roman an
Foto: imago stock & people

Abschied von dem Bruder

Von Dirk Knipphals

Schwere Zeichen. Zunächst (und zwischen durch auch immer mal wieder) mag der Leser, die Leserin denken: Boah, das ist jetzt aber schon etwas dick! Muss der Bruder, bevor er stirbt, auch noch mal Vater werden? Und dann unter diesen Umständen? Mit einer Prostituierten als Mutter?

Dieses zunächst leicht Lindenstraßen-mäßig anmutende Setting ist die Ausgangslage in Heinz Helles Roman „Die Überwindung der Schwerkraft“, und das Buch folgt dabei einem überaus unironischen Schreibentwurf. Erzählen – bei dem 1978 geborenen Schriftsteller, der hier seinen dritten Roman vorlegt, ist das auch ein Umgang mit Umständen des Lebens, die man nicht versteht. Die einen verfolgen, teilweise auch fertig machen. Und es ist keineswegs ausgemacht, dass der Erzähler die Umstände durch Erzählen in eine Ordnung schieben kann.

Was einen allerdings von Anfang an dranbleiben lässt, ist das Bruderthema. Zwei Halbbrüder, derselbe Vater, verschiedene Mütter, gehen auf Safttour durch ein unglamouröses nächtliches München und zugleich durch die furchtbare deutsche Geschichte. Bald meint

man, die beiden zu kennen. Der Jüngere ist der Ich-Erzähler, nach dem Tod des Älteren erinnert er sich in einer großen Rückblende. Der Ältere setzt die Themen, während sie beide von Kneipe zu Kneipe tingeln und immer betrunken werden (ihr Weg durch München lässt sich auf einem Stadtplan genau nachvollziehen).

Eine lange Reise durch die Nacht, das ist dieser Roman. Und in der Beschreibung des älteren Bruders ist er auch das Porträt eines Untergehens. Dieser Bruder ist Alkoholiker, Eigenbrötler, ein talentierter Doktorand der Geschichtswissenschaft, der sich die Dinge zu sehr zu Herzen nimmt und darüber auch etwas abdreht, seine Dissertation nicht hinbekommt und aus den bürgerlichen Rastern von Karriere und Beziehungen herausfällt. Er wird an Krebs sterben.

Immer wieder landet der Text bei den letzten Dingen. Der Ältere empört sich über eine Schöpfung, in der Kindermörder wie Marc Dutroux vorkommen. Er ist besessen von der Bombardierung Hamburgs im Zweiten Weltkrieg, bezeichnet zugleich den Versuch, Treblinka zu verstehen, als Auflehnung gegen die Widerwärtigkeit der Menschheit als Ganze. Dann wieder

hält er Monologe darüber, dass das Einzige, was bleibt, sich vorzunehmen sei, seinem eigenen Kind bedingungslose Liebe zu geben. Anstrengend ist dieser ältere Bruder, er ist der, der immer ein wenig zu dick aufträgt, der es sich schwer macht im Leben.

„Die Überwindung der Schwerkraft“ ist in langen, kunstvoll zusammengesetzten Satzfolgen geschrieben, denen man sich beim

Wie schnell man in Deutschland, wenn man nur ein bisschen gräbt, beim Zweiten Weltkrieg landet!

Lesen schnell anvertraut. Den Rhythmus des Gehens und auch des betrunkenen Redens meint man bald herauszuhören. In einer der vielen schönen Passagen schmelzen die Parolen einer Nazidemo, auf der „Deutschland den Deutschen“ gerufen wird, mit der Parole der Gegendemo „Nie wieder Deutsch-

land“ in einem Satz zusammen. Stimmungen kann Helle mit dieser Sprache überzeugend schildern – nein, mehr als das, in der Schilderung einer Trauerfeier kann er ein Gefühl für Trauer aufscheinen lassen. Und zwischendurch sticht eine Wendung wie „Damals dachte ich oft an Stalingrad“ wie ein Messer aus dem Text heraus. Der Großonkel der beiden Brüder ist in Stalingrad gefallen. Der Roman ist auch ein Buch darüber, wie es ist, ein Kriegsenkel zu sein, und wie schnell man in Deutschland, wenn man nur ein ganz bisschen gräbt, halt wirklich immer beim Zweiten Weltkrieg und dem Holocaust landet.

Man kann sich, während man das alles liest, aber auch immer mal wieder an Peter Weiss' frühen Roman „Abschied von den Eltern“ erinnern fühlen. Wie bei Weiss gibt es auch hier bei Helle keinen einzigen Absatz. Aber auch inhaltlich gibt es Berührungspunkte. So wie Peter Weiss sich Anfang der sechziger Jahre an den beiden „Portalfiguren seines Lebens“, seinen Eltern, auseinandersetzt, „peilend zwischen Aufbruch und Unterwerfung“, arbeitet sich der Ich-Erzähler bei Heinz Helle an der Figur des älteren Bruders ab, schwankend zwischen Bruderliebe und Unverständnis.

In Zeiten von #Metoo lohnt es sich sowieso, wieder mal einen Blick auf „Abschied von den Eltern“ zu werfen, dieses Buch gehört in die Ahnengalerie aller Texte, in denen ein Einzelner das zu benennen sucht, was ihm angetan wird; bei Weiss geht es dabei nicht um direkten Missbrauch, aber um die Kälte bürgerlicher Eltern, auch um Exilerfahrungen.

Heinz Helle liest sich wie ein Echo darauf. Allerdings mit Verschiebungen: Während Peter Weiss noch hoffen konnte, aus dem Bann der Zumutungen ausbrechen zu können, indem er ihnen in der Beschreibung ihre Macht nimmt, liest sich das bei Heinz Helle viel skeptischer. Vielleicht sind es gerade sogar solche Allgemeinbegriffe wie subjektive Perspektive oder Individuum, die er im Abschied von dem älteren Bruder, der er hier inszeniert, beschreibend bannen möchte.

Andere Episoden sind ganz direkt, etwa wenn der Erzähler sich darüber Gedanken macht, warum er nach dem Tod des Bruders keine Sprache findet, um mit seinem Vater über das Vorgefallene angemessen reden zu können. In einer schönen Schlusszene horcht er erst einmal dem Klang splittender Glasflaschen nach.



Heinz Helle: „Die Überwindung der Schwerkraft“. Suhrkamp, Berlin 2018, 202 Seiten, 20 Euro

Anzeige

Der Beginn einer neuen Ära des Kapitalismus

Die Menschheit steht am Scheideweg, sagt die Harvard-Ökonomin Shoshana Zuboff. Bekommt die Politik die wachsende Macht von Google, Facebook und Co. in den Griff? Oder überlassen wir uns der verborgenen Logik des Überwachungs-kapitalismus? Wie reagieren wir auf die neuen Methoden der Verhaltensausswertung und -manipulation, die unsere Autonomie bedrohen?

Zuboff beschreibt die ökonomische, soziale und individuelle Bedeutung der beispiellosen Veränderung, die wir erleben. Sie zeichnet ein Bild der neuen Märkte, auf denen Menschen nur noch Quelle eines kostenlosen Rohstoffs sind – Lieferanten von Verhaltensdaten. Noch haben wir es in der Hand, wie das nächste Kapitel des Kapitalismus aussehen wird. Meistern wir das Digitale oder sind wir seine Sklaven?



»Eine der hellstichtigsten Vordenkerinnen des World Wide Web«
3sat Kulturzeit

»Shoshana Zuboff ist die wahre Prophetin des Informationszeitalters.« Financial Times

Edles Fräulein in Herzensnöten

Runter vom Sockel! Karen Duve imaginiert die Dichterin Droste-Hülshoff und Zeitgenossen als Menschen aus Fleisch und Blut und macht eine historische Liebesintriage zum Zentrum ihres neuen Romans

Von Katharina Granzin

Als die Dichterin Annette von Droste-Hülshoff 23 Jahre alt war, erlebte sie etwas Schreckliches. Man schrieb das Jahr 1820. Das westfälische Freifräulein hatte sich in einen Bürgerlichen verliebt, den Langzeitstudenten und Mochtegnliteraten Heinrich Straube.

Dieser war ein Studienfreund von Annettes nur um wenige Jahre älterem Onkel August von Haxthausen. Die auffallende Nähe zwischen Annette und Heinrich dürfte ihrer Umgebung zunehmend ein Dorn im Auge geworden sein, denn eine Verbindung zwischen Adel und Bürgertum galt in der Familie, und überhaupt, als tabu. Und so fanden sich Annettes Verwandte bereit, mitzuspielen bei einer Intrige, die ein Studienfreund von Haxthausen, August von Arnswaldt, anzettelte.

Der gutaussehende Arnswaldt flirtete intensiv mit der jungen Frau, brachte sie dazu, sich zu ihm hingezogen zu fühlen und sich in einem schwachen Moment sogar dazu zu bekennen – um sie anschließend dem ahnungslosen Heinrich Straube gegenüber als untreu und verlogen darzustellen und jeden weiteren Kontakt zwischen beiden zu unterbinden. Damit war die junge Liebe noch im Keim zum Sterben verdammt (Heinrich heiratete später eine andere; Annette heiratete nie), und in der Familie war die Dichterin erst einmal unten durch.

Karen Duve hat diese sogenannte „Jugendkatastrophe“, dieses schicksalhafte Moment aus dem Leben der Droste herausgegriffen und drumherum einen Roman fabuliert, der nicht vorgibt, 100-prozentige historische Authentizität für sich gepachtet zu haben, der aber das frühe 19. Jahrhundert ausgesprochen munter aufleben lässt. Das liegt nicht zuletzt an der liebevollen Aufmerksamkeit, die Duve zahlreichen Details des alltäglichen Lebens widmet. Zum Beispiel bekommt man einen guten Eindruck davon, wie beschwerlich anno dazumal das Reisen gewesen sein muss. Vor allem in Westfalen, wo man, wenn die Schilderungen im Roman auch nur annähernd stimmen, nicht in der Lage gewesen zu sein scheint, Straßen ordentlich zu befestigen.

Geradezu genüsslich führt die Autorin vor allem in der ersten Hälfte des Romans immer wieder Szenarien vor, die um Leib und Leben der Transportierten fürchten lassen. Wege versinken im Matsch, auf steilen Pisten haben Kutschen keine Bremsen, und einmal klafft gar ein riesiges Loch in der Straße, so dass die Pferde abgespannt werden müssen und die Reisenden zu Fuß weitergehen. Nur der etwas schwächliche Wilhelm Grimm bleibt an einen Baumstamm gelehnt sitzen und hängt vorsonnen seinen Gedanken nach, während er auf ein Folgespann wartet, das ihn abholen soll.

Die Brüder Grimm, vor allem eben Wilhelm – über den sich Annette oft lustig macht, während ihre Schwester Jenny wohl etwas unglücklich in ihn verliebt ist –, gehören zu der wiederkehrenden Entourage von Leuten, die sich im Dunstkreis der Droste-Hülshoffs bewegen. Genau betrachtet besteht die Romanhandlung, die mit allem Drum und Dran etwas über ein Jahr umfassen mag, vor allem in der Schilderung zahlreicher Besuche, die Menschen bei anderen Menschen machen, und der Wege, die dafür zu bewältigen sind. Das ist erstaunlich kurzweilig. Die Schilderung der eigentlichen Intrige und großen Krise macht einen eher geringen Teil des Buches aus, muss sie doch ordentlich hergeleitet und eingebettet werden in den größeren Kontext.

Dieser größere Kontext allerdings war für Annette von Droste-Hülshoff ein äußerst überschaubarer sozialer Kosmos. Etliche Szenen des Romans spielen zwar in Göttingen, wo August von Haxthausen, Arnswaldt und Straube studieren, über das „Altdeutsche“ philosophieren (man war unter Studiosi deziert anti-napoleonisch eingestellt) und eine Zeit lang eine literarische Zeitschrift namens *Die Wünschelruthe* herausgeben. Aber diese Studentenwelt ist natürlich eine rein männliche. Annette und ihre Schwester Jenny (eine begabte Malerin) sind derweil auf Burg Hülshoff oder dem Gut der Großeltern oder auf irgendeinem anderen verwandtschaftlichen Schloss mit Handarbeiten oder – im Falle von Jenny – dem Sammeln von Märchen für Wilhelm Grimm beschäftigt. Annette betreibt, wie es sich ge-

hört, mit den anderen Damen allerlei zierliche Stickerei, zieht aber eigentlich lieber mit dem Mineralisierungshammer in die Landschaft, um nach besonderem Gestein zu suchen.

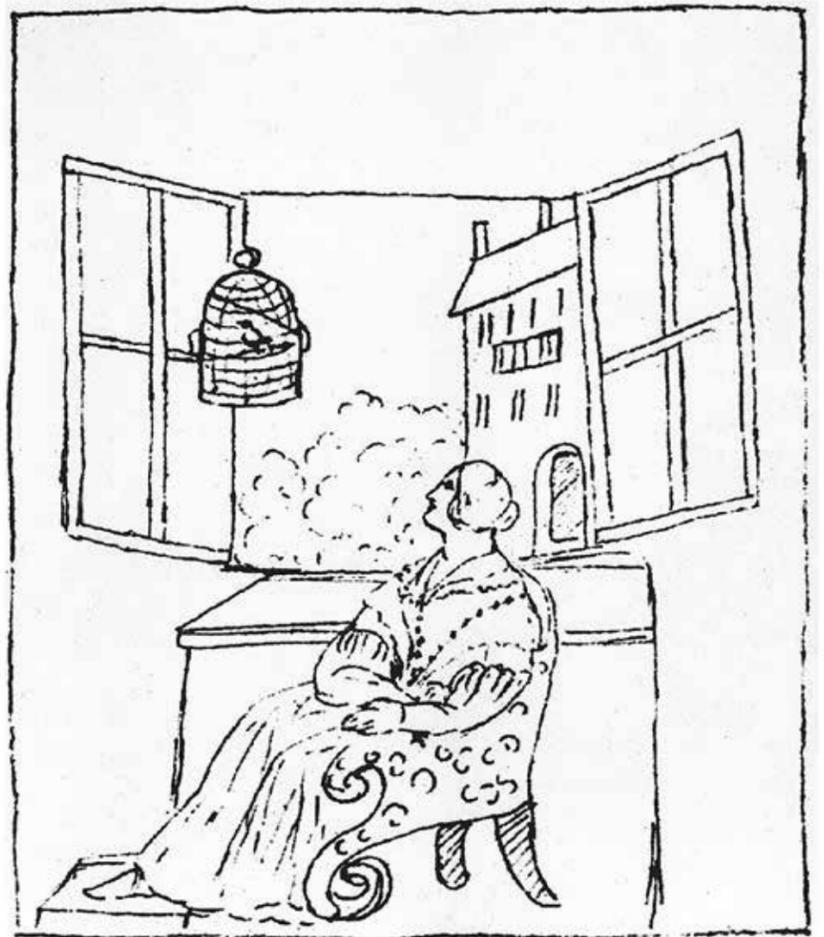
Vonseiten der Familie wird diese Neigung mit Misstrauen betrachtet, fast so sehr wie ihre aus dem Rahmen fallende literarische Begabung, die man lieber etwas unter dem Deckel hält. Insbesondere dem jugendlichen Onkel August von Haxthausen, der eigene literarische Ambitionen verfolgt, ist das Schreiben der allzu brillanten Nichte suspekt. Unbestritten bleibt dagegen Annettes musikalisches Talent – im Roman wird unter anderem ihr erster öffentlicher Auftritt als Sängerin beschrieben. Leider ist dabei allzu deutlich zu merken, dass die Musik für Autorin Duve fremdes Terrain darstellt (in Wirklichkeit gab es auch im 19. Jahrhundert weder ein Intervall namens „halbe Oktave“ noch einen „Moll-Ton“).

Das Leben der jugendlichen Annette von Droste-Hülshoff würde sich auch als bittersüßes Melodram erzählen lassen oder als (nicht-bür-

Die Empörung der Autorin über die himmelschreiende Ungerechtigkeit, die Annette von Droste-Hülshoff widerfuhr, ist deutlich zu spüren

gerliches) Trauerspiel. Hochbegabte junge Frau, aufgrund repressiver gesellschaftlicher Erwartungen radikal in ihren Entfaltungsmöglichkeiten beschränkt, wird nicht nur um die verdiente öffentliche Anerkennung als Künstlerin betrogen (die erste Veröffentlichung gestattete die Familie erst, als die Dichterin schon über vierzig war), sondern auch um ihre möglicherweise einzige Chance auf gelebte Liebe. Wenn das keine Tragödie auf ganzer Linie ist.

Karen Duve aber erzählt das Ganze als historische Gesellschaftsfarce; oder als Tragikomödie, deren komischer Anteil vor allem in der



Wie ein Vogel im Käfig: Zeichnung von Annette von Droste-Hülshoff, um 1845
Foto: BPK

amüsierten Ironie des Erzähltons liegt. Die distanzierte Haltung zum Geschehen, die darin zum Ausdruck kommt, spiegelt nicht nur den Abstand der Jahrhunderte wider, der zwischen der Autorin beziehungsweise uns allen und ihren Figuren liegt, sondern beugt auch einer sich naiv mit den Charakteren identifizierenden Lesehaltung vor. Alle Romanfiguren sind zwar einst lebenden Personen nachempfunden, aber natürlich keinesfalls mit ihnen identisch.

Zu dieser ironischen Distanzierung gehört auch, dass Duve keine Anstalten macht, den Sprachduktus groß an damalige Sprechgewohnheiten anzugleichen. Hier und da lässt sie eine antiquierte Wendung einfließen, und zudem ist stark anzunehmen, dass die Briefe und Gedichte (nicht nur Annettes), die sie zitiert, sämtlich Originaldokumente sind, doch im Großen und Ganzen ist sowohl der Erzählton des Romans als auch die gesprochene Sprache der Figuren ganz heutig im ehrlichen Duve-Sound gehalten. Es ist derselbe lakonische, stets klar zur Sache kommende, mitunter etwas schnoddrige *No-bullshit*-Gestus, der für ihr Schreiben so charakteristisch ist.

Duves Figuren wiederum charakterisieren oder entlarven sich in der Regel nicht durch die Art, wie sie sprechen, sondern durch das, was sie sagen. (Das ist im Übrigen wohl bei den allermeisten AutorInnen so, doch fällt es hier, wo der Duve-Sound auf historisches Ambiente trifft, halt mehr auf.) Im Erzähltext selbst allerdings ist diese Erzähl-

haltung manchmal so grundentspannt, dass sich sogar einzelne Anglizismen eingeschlichen haben, die nun wirklich nicht hineingehören. Der Satz „Ein Versagen gehörte nicht zu den Optionen“ zum Beispiel klingt so, als hätte Google ihn direkt aus dem Englischen übersetzt. Zu schreiben „Bei der steinernen Bank pickten sie Clemens von Hülshoff auf“ ist dann nicht mal mehr schnoddrig, sondern schlampig, weil nicht Deutsch, sondern Denglisch. (Und zeigt wohl, dass auch die Besten unter uns mitunter zu viel Netflix gucken.)

Aber Krittellei beiseite angesichts des Dienstes, den Karen Duve mit diesem Roman der deutschen Literatur-(geschichte) erweist. Sie holt „die Droste“ und ihre Zeitgenossen von den diversen steinernen Sockeln, auf welche die Zeit sie gestellt hat, und zeigt sie als – fehlbare, verschrobene, inspirierende – Menschen von Fleisch und Blut, so wie sie gewesen sein könnten. Ja, die Geschichte von Annette, der verkannten genialen Jungdichterin, und dem bigotten Typen, der ihr so übel mitgespielt hat, die kann sich sehr gut ganz genau so abgespielt haben, wie Karen Duve sie hier imaginiert hat.

Die Empörung der Autorin über die himmelschreiende Ungerechtigkeit, die Annette von Droste-Hülshoff damals widerfuhr, ist deutlich zu spüren. So amüsant das alles sein mag, so ironisch der Stil, so weit die historische Distanz: Man kann beim Lesen gar nicht anders, als diese Empörung aus vollem Herzen zu teilen.



Karen Duve: „Fräulein Nettes kurzer Sommer“. Galiani Verlag, Berlin 2018. 592 Seiten, 25 Euro

Anzeige

Vier aktuelle Perspektiven auf Hannah Arendts kritisches Konzept vom »Recht, Rechte zu haben«

Stephanie DeGooyer | Alastair Hunt
Lida Maxwell | Samuel Moyn

Vom Recht, Rechte zu haben

Angesichts von heute weltweit über 65 Millionen Geflüchteten ist die politische Aussage von Hannah Arendt, dass es so etwas gibt wie mein Recht, Rechte zu haben, zum Zentrum lebhafter Debatten in Politik und Wissenschaft geworden. Die Autor_innen diskutieren Arendts Konzept aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Perspektiven, setzen es in zeitgenössische und politische Debatten ein und betonen die Notwendigkeit, Demokratie radikaler zu denken und zu gestalten.

Leseprobe und Bestellung: hamburger-edition.de

Geb. | 176 S. | € 12,- | ISBN 978-3-86854-326-1
Auch als [e-Book](#)

Hamburger Edition
Verlag des Hamburger Instituts für Sozialforschung

taz genossenschaft

SÖDER GEHT'S NICHT

Mehr als 18.200 Menschen sichern die publizistische und ökonomische Unabhängigkeit ihrer Zeitung. Erwerben auch Sie Eigentum an einer Tageszeitung im Besitz ihrer LeserInnen. Mit einer Einlage ab 500 Euro (wahlweise auch in 20 Raten zahlbar) werden Sie Mitglied der taz Genossenschaft.

Demokratische Gesellschaften brauchen eine unabhängige Presse.

geno@taz.de | T (030) 25 90 22 13
www.taz.de/genossenschaft

die genossenschaft taz

RM | SEHSTERN

Ein Selbst, das nie feststeht

Noch im hohen Alter präsentierte sich Leonard Cohen als Künstler, der im Werden begriffen ist. Der zweisprachige Band „Die Flamme – The Flame“ ist sein literarisches Vermächtnis

Von **Julian Weber**

Lyrik entsteht an einem Ort, den niemand beherrscht und niemand erobert“, hat Leonard Cohen im Oktober 2011 gesagt, als er in Madrid mit dem Prinz-von-Asturien-Preis ausgezeichnet wurde. Sich selbst schließt er dabei mit ein. Ohne jeden Anflug von Koketterie lässt er die Anwesenden an jenem Abend wissen, er beherrsche Lyrik ebenso wenig. Erst durch die Lektüre des spanischen Dichters Federico García Lorca habe er eine eigene Stimme gefunden, Material für „ein Selbst, das nicht feststand“.

So hat sich Cohen auch noch im hohen Alter charakterisiert, als Künstler, der im Werden begriffen ist. Abgedruckt ist jene Dankesrede, genau wie Gedichte und Songtexte, zusammen mit zahlreichen Zeichnungen in dem zweisprachigen Band „Die Flamme – The Flame“. Es ist das Vermächtnis des 2016 verstorbenen kanadischen Künstlers, ein Vermächtnis, das er zu Lebzeiten begonnen hatte, aber nicht mehr fertigstellen konnte.

Das Projekt hat sein Sohn Adam Cohen nun mit Hilfe von Freunden des Vaters abgeschlossen. Obwohl Texte aus unterschiedlichen Jahrzehnten versammelt sind, ist „The Flame“ keine Loseblattsammlung. Die Mehrzahl der Texte stammt aus der späten Phase von Cohens Karriere, ab den 2000er Jahren bilden sie die Chronologie seines durchaus

zäh Existenzkampfes. Der Weltstar musste damals von vorne anfangen. Teils hatte er sein Geld mit vollen Händen ausgegeben, teils hatte ihn seine Managerin um Einkünfte gebracht. Und trotzdem spricht aus den Zeilen in „The Flame“ keine Verbitterung, das Leben sei „curiously peaceful / behind the apparent tur-



Selbstporträts zeichnete er ständig. Illustration aus „Die Flamme – The Flame“ Abb.: Kiepenheuer & Witsch

bulence / of litigation and advancing age“, schreibt er in dem Gedicht „The Apparent Turbulence“.

Nachgeborenen wird in „The Flame“ ein widersprüchlicher Mann nähergebracht; ein Mensch, der empfindsam ist und nach außen grantig wirkt, ein zaudernder politischer Kommentator, der seine Wahlheimat Los Angeles kritisch

sieht, und ein überzeugter Städter, der noch Jahrzehnte nach seinem Wegzug Verbundenheit mit seiner Geburtsstadt Montreal äußert, der aber in der französischsprachigen Metropole als auf Englisch Schreibender und als Jude in der katholisch geprägten Gesellschaft Québécois Außenseiter bleibt. Und ein Aussteiger, der schon in den Sechzigern auf der griechischen Insel Hydra lebt und von dort Flaschenpost-Nachrichten über die Gleichförmigkeit des Lebens versendet. Man erlebt einen Kindschopf, der nicht erwachsen sein will: „All my secrets / I've told to the pillow / Like a teenage girl / In a motown song“ und einen unverbesserlichen Womanizer, der nie schmierig klingt, wenn er über Frauen schreibt, sondern weise: „I'm slowing down the tune / I never like it fast / You want to get there first / I want to get there last“ („Slow“).

Dass das Leben aus Höhen und Tiefen besteht, aus Trauer und Angst, aber auch aus unsterblicher Liebe und augenblicklichem Hingerrissen, das kann man hier entdecken, oftmals in einem Text. „As the mist leaves no scar / On the dark green hill / So my body leaves no scar / On you, nor even will.“ Seine Oden an Frauen funkeln wie die Augen einer Geliebten, die er warmherzig-ironisch beschreibt: „I love Charmaine / Her heart is kind / I'm still a fool / She doesn't mind // Her eyes are grey / But when I'm mean / Her eyes display / A shade of green“ (aus „I Hear the Traffic“).

Man kann sich bei vielen Gedichten den Song dazu vorstellen, Cohens Sprache lebt vom Rhythmus, von der Wortwiederholung und der Einteilung in Strophen.

Hierzulande kennt man ihn vor allem als Singer-Songwriter, der zu karger Gitarrenbegleitung Texte in beeindruckender Ruhe vorträgt; im milden Brummen seiner sonoren Stimme klingen Cohens existenzialistische Vorstellungswelten gedimmt. Lange vor Welthits wie „Suzanne“ hat Cohen Mitte der Fünfziger zwei Gedichtbände veröffentlicht und 1966 den Roman „Beautiful Losers“. Obwohl er damals Preise und Stipendien erhält, kann Cohen von seinen literarischen Ambitionen nicht leben. Also beschließt er seine Poesie zu vertonen. Gitarrespielen hat er in einem sozialistischen Sommercamp als Kind gelernt.

Er bezeichnet sich selbst als unpolitisch, obwohl er 1961 aus Solidarität mit Fidel Castro nach Kuba geht. „Ein Anarchist, dem es unmöglich ist, Bomben zu werfen“, schreibt die *New York Times* über ihn. Schon mit seinem Debütalbum „Songs of Leonard Cohen“ (1968) feiert er Erfolge, jedes seiner ersten sechs Alben verkauft mehr als 500.000 Exemplare. Cohens Starwerdung geschieht zeitgleich mit dem Goldenen Zeitalter des Folk. Er verkehrt im New Yorker Chelsea Hotel, ist mit KollegInnen wie Joni Mitchell und Bob Dylan befreundet, bleibt aber ein Solitär im Popbusiness. Für jene Vergangenheit inte-

ressiere er sich nicht, schreibt Cohen in dem Gedicht „School Days“, mehr interessiert sie sich für ihn: „I never think about the past / But sometimes / The past thinks about me / And sits down / Ever so lightly on my face“ („School Days“).

Manchmal ringt er in „The Flame“ mit Gott, den er „G-d“ nennt, auch der Horror des Holocaust blitzt immer wieder auf. Mit seinen jüdischen Wurzeln hat sich Cohen intensiv auseinandergesetzt. Aus seiner Lyrik spricht etwas, das Theodor W. Adorno in „Minima Moralia“ postuliert hat: „Ein Blick, der aufs Grauen geht, ihm standhält und im ungemilderten Bewusstsein der Negativität die Möglichkeit des Besseren festhält.“ Die Umstände mögen noch so negativ sein, bei Cohen besteht die Aussicht auf eine Wende zum Positiven.

Wenn, wie in dem Gedicht „My Lawyer“, von „junk that has killed the revolution“ die Rede ist, meint Cohen mit „Junk“ allerdings harte Drogen. In den Sechzigern ist er selbst eine Weile heroïnabhängig. In der deutschen Fassung „Mein Anwalt“ steht, „die Revolution sei an Dreck krepier“ Zum Glück lässt sich das englische Original lesen. „I love to speak with Leonard / He's a sportsman and a shepherd / He's a lazy bastard / Living in a suit“, heißt es an anderer Stelle in „Going Home“. Und so bleibt Leonard Cohen auch in Erinnerung, als leicht surrealer Gentleman im Anzug, der ein in jeder Hinsicht aufregendes Leben sportlich gemeistert hat.

Trauer, Angst, Liebe, Sex. Und immer wieder hingerissen vom Augenblick. Cohen, etwa 1985
Foto: Andrew Stawicki / Toronto Star via getty



Leonard Cohen: „Die Flamme – The Flame“. Aus dem Englischen von Nora Bossong u.v.a. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2018. 352 Seiten, 36 Euro

Anzeige

ISBN 978-3-407-75434-9 | 17,95 € | Auch als E-Book erhältlich

»Nur zu – die Flügel aufgespannt, die Welt ist weit!«

Matti kann sich noch gut an das Dorf in Meck-Pomm, nicht weit von der Ostsee, erinnern. Was von ihm ursprünglich nur als kleine Flucht gedacht war, wird zu einer unvergesslichen Woche mit neuen Freundschaften. Am Ende weiß Matti, was er tun muss, um wirklich frei zu sein.

»Wahrhaft frei«, sagt Hadscha Krey, »ist letzten Endes nicht der, der alles darf, sondern nur der, der sich auf nichts einlässt, was ihm widerstrebt.«



BELTZ & Gelberg
beltz.de

Die Mutter!

Eine Gesanglehrerin steckt in dem kleinen niederländischen Städtchen Gouda fest – in einer gänzlich asymmetrischen Beziehung. Sie verdient kaum Geld, hat sich in die Abhängigkeit eines unsensiblen, manipulativen Technokraten begeben, der ihre Versuche, die Ehe zu retten, nur noch mit Spott bedenkt. Auch nach einer offenen Affäre des Mannes trennt sie sich nicht, vor allem weil sie das Zusammenleben mit einer egomanen, herrschsüchtigen Person nur allzu gut aus ihrer Kindheit kennt. Die Mutter!

Großmetapher der ehelichen Zerrüttung ist die heruntergekommene, schimmelnde Bruchbude, die der ständig um die Welt jettende Mann ihr zu liebe gekauft hat und aus halb bewusster Rache immer nur notdürftig bewohnbar hält. Durch die beinahe kammerspielhafte Konzentration auf das Haus als Ort der Handlung entsteht eine klaustrophobische Stimmung, die den Gemütszustand der Heldin einfängt.

Dieser gänzlich dialoglose Bericht von einer scheiternden Ehe liest sich wie eine – womöglich um Distanz zu gewinnen – erst nachträglich in die personale Erzählsituation transformierte Ich-Erzählung. Die konsequente Monoperspektive verleiht ihr etwas Einseitiges und manchmal auch Selbstgerechtes. Die Erzählerin ist Partei. Sie gönnt dem Mann keinerlei szenische Darstellung, in der er sich objektiver präsentieren könnte.

Aber gut, das Buch ist eine literarische Selbstermächtigung, der Versuch, die Herrschaft über das eigene Leben zurückzugewinnen – der Ernstfall mit hin. Man merkt jederzeit, dass es geschrieben werden musste, das macht seine Unausgewogenheit verständlich und macht etwaige ästhetische Defizite wett. Frank Schäfer

Persephone Abbott: „Ein rasch gesponnenes Netz“. Aus dem Englischen von Günter Ohnemus. Maro Verlag, Augsburg 2018, 145 Seiten, 18 Euro

Hexenbrennen

Es muss sich um ein Missverständnis handeln. Das Buch zu Chemnitz, der Roman der Stunde, das Werk, das endlich den Osten und den Hang zum Faschismus, zum Rassismus erklärt – das alles ist dieses Debüt des 1994 im ostsächsischen Räckelwitz geborenen Lukas Rietzschel nicht. Jedenfalls nicht unbedingt. Es ist auch literarisch nicht eben die Neuerfindung des Rads.

Es ist nicht schlecht, es ist ordentlich, sprachlich aber eher simpel erzählt: Zwei Brüder wachsen in dörflichen Verhältnissen Anfang des neuen Jahrtausends in Neschwitz, irgendwo in der Lausitz, auf. Die Familie hat sich ein neues Haus gekauft, einer der im Sturm der Nachwendzeit verlorenen Arbeiter hat schwarz ausgeholfen. Im Dorf gibt es ein „Hexenbrennen“, eine

Art Walpurgisnacht, und andere Dorf-feste, auf denen tüchtig gesoffen und übertreten wird.

Überhaupt kommt chronologisch alles historisch sehr stimmig vor: Flugzeuge fliegen in das World Trade Center, es folgen Kriege in der arabischen Region, irgendwann gibt es ein Jahrhunderthochwasser in Dresden. Rietzschel erzählt tatsächlich eine „Chronik des Zusammenbruchs“, im Großen und Kleinen, ganz wie es der Klappentext verspricht: Aus Tobi und Philipp, den beiden Brüdern, werden zuerst auffällige Schüler, die den allgemeinen Zerfall miterleben, bis sie in die Kreise des Dorf-Nazis geraten. Wobei das ein Euphemismus für „Teil werden der“ ist.

Auch die sattsam bekannte Problematik rund um unvollzogene Einheit, alte und neue Ost-Nazis, Pegida, AfD, besorgte Bürger etc. wird sorgsam chronologisch nachgezeichnet. Erklärungen aber bietet der Roman, der sich sichtbar sehr gut in der dörflichen Welt der entlegenen Provinz auskennt, kaum an. Kann man als Stärke auslegen. Muss man aber nicht. Gerade dort nämlich, wo Kindheit nacherzählt wird, bleibt es seltsam flach. Psychologie ist etwas, was den Autor nicht weiter interessiert.

Auch sprachlich ist das eben nicht immer ganz sauber: „Vater stellte die drei Campingstühle in der Mitte des Raumes zu einem Halbkreis auf, der später das Wohnzimmer werden sollte.“ Nicht der Halbkreis, sondern der Raum sollte später das Wohnzimmer werden, ist anzunehmen. Das ist nur ein kleines Beispiel; davon finden sich aber einige in dem Roman, dessen Sprache mit „vorsichtig“ sehr vorsichtig beschrieben ist.

Natürlich gewöhnt man sich an den sparsamen Stil, und es entwickelt sich sogar eine Spannung zum Ende hin. Wer aber nach Erklärungen für zum Beispiel „Chemnitz“ sucht, wird nur das Übliche finden. René Hamann

Lukas Rietzschel: „Mit der Faust in die Welt schlagen“. Ullstein, Berlin 2018. 320 Seiten, 20 Euro

In Berlin ist Platz

Die Autorin Cristina García wurde 1958 geboren, ist eine aus Kuba stammende Amerikanerin und geht in ihrem jüngstem Roman „Here in Berlin“ auf 200 Seiten mehr oder weniger in den Zügen einer namenlosen Besucherin auf, die – wie García selbst mittleren Alters und eigentlich in Los Angeles zu Hause – nach einer Scheidung und dem Bruch mit der Mutter den Sommer in Berlin verbringt.

Mit der Gegenwart und dem globalen Hype um die deutsche Hauptstadt hat dieser kluge, vorerst nur auf Englisch erschienene Roman nichts am Hut. Eingefasst von fünf kürzeren Intermezzos, die die Rahmenhandlung skizzieren, entsteht vielmehr ein erfrischendes Panorama Berliner Nachkriegsgeschichte – erzählt aus der Perspektive seiner BewohnerInnen. In 35

kurzen, voneinander unabhängigen Monologen skizziert García jeweils den Verlauf eines Lebens, wobei das unerhörte Moment meist in der biografischen Verbindung mit Berlin liegt. Denn neben den obligaten Nazis, deren Helfern und Mitwissern sind es vor allem Emigranten aus Kuba und anderen ehemaligen Ostblockstaaten, die García Berlin bevölkern.

Untereinander vernetzt sind die teils aufgefundenen, teils frei erfundenen Fälle mit ein paar Ausnahmen zunächst über die Besucherin, deren Fragen im Hintergrund der meist in der ersten Person gehaltenen Berichte durchschimmern. Ansonsten lässt sie ihr Personal zu Wort kommen; widerspricht nicht, ergänzt auch nicht. Heikel, denn im Zentrum stehen mit Hitler-Diktatur und Teilung Unwägbarkeiten, trotz denen oder gerade derentwegen es die Figuren aus aller Welt nach Berlin verschlagen oder, umgekehrt, von dort aus über den Globus verstreut hat.

Ihre Lebensläufe kreuzen auch die prominenteren Namen: Neben einer Eva-Braun-Doppelgängerin ist ein früher Rivale Max Schmelings aus Wehrmachtzeiten vertreten, selbst Oskar Matzerath hat als über 100-jähriger Insasse einen Cameo-Auftritt. Ein Gros der Storys hält damit eine Gemengelage zwischen tatsächlicher Begebenheit und historischer Möglichkeit in der Schwebe.

García vermittelt so das Narrativ einer vom Krieg geprägten Stadt, um es zugleich immer wieder zu unterlaufen. Da ist die Blumenverkäuferin, die zum Studium aus Vietnam kommt und bei der Arbeit in der Munitionsfabrik vergewaltigt wird. Da sind die zwei sowjetischen Fernmelderinnen, die als lesbisches Paar nach der Kapitulation in der Stadt bleiben, um gemeinsam einen Sohn großzuziehen. Da ist der Charlotterburger, in dem die Suche nach der Mutter – einer kubanischen Studentin im Ostberlin der 60er – ein Faible für Antiquitäten aus Havanna weckt.

Was für die meisten ihrer Figuren auf die ein oder andere Art gilt, wird am Ende ihres Aufenthalts auch für die Besucherin wahr: „Sie gehörte hier nicht her, aber es war Platz für sie. Das war vielleicht genug.“ Genau dort aber, in der Outsiderperspektive, liegt die Stärke des Texts, der auch die Lebenslügen seiner ProtagonistInnen unkommentiert lässt. „Berlin lechzt danach, sich mit Blick auf die Zukunft zu definieren“, heißt es einmal zur Hälfte des Romans von einer Betrachterin der Gegenwart: „und doch bleibt es die Geisel seiner Vergangenheit.“

Von genau dieser Ambivalenz lebt Garcías Werk. Und „Here in Berlin“ ist auch ein veritabler Berlin-Roman, der der Geschichte einer Metropole viele bunte Fäden Individualgeschichte einverleiht – und sie dadurch bereichert. Michael Watzka

Cristina García: „Here in Berlin“. Counterpoint Press, Berkeley 2018, 224 Seiten, 16,95 US-Dollar

Konsequente Mutter
nicht her, „here in Berlin“
zum Faschismus
sollte später das
planetarischen
Schweinen, deine
transformierte Id
anders, man ker
der Mann jettet u

Bukowskis Katzen

Klar, dass sich Charles Bukowski für die alten Kater begeistert, den alten Butch etwa: „den haben sie abgeklemmt, / die Mädels interessieren ihn / nicht. // 70 schon in Katzenjahren, / alt / abgeklemmt /, aber immer noch so groß und / fies wie eh und / je“.

Diese kleine hübsche Anthologie versammelt alle Texte Charles Bukowskis über Katzen, sagt der Klappentext. Ob es tatsächlich alle sind, weiß man nicht. Ist aber auch egal. Die Texte, oft lakonisch in die Maschine gehackt und in kleinen Zeitschriften veröffentlicht, sind jedenfalls ziemlich gut. Oft auch lustig. Zum Beispiel der, in dem sich Bukowski über Interviewer empört, die ihn „nach Leben und Literatur“ ausfragen: „und ich besaube mich und halte meinen schielenden angeschossenen überfahrenen entschwantzen Kater hoch und sage ‚schaue, schau euch das an‘. Aber sie verstehen nicht, sagen Dinge wie ‚sie sind also beeinflusst von Céline ...“

An anderer Stelle fragt Bukowski: „Habt ihr eine Katze? Oder mehrere? Wie die schlafen, Baby! [...] Ich schau eine an, die schläft oder döst, und ich werde ruhig. Schreiben ist auch meine Katze. Schreiben lässt mich aushalten. Es kühlt mich ab. Zumindest eine Weile.“ Dazu sind über die Seiten verstreut innige Fotos von Charles Bukowski und seinen Katzen abgedruckt. Dirk Knipphals

Charles Bukowski: „Katzen“. Aus dem Englischen von Jan Schönherr. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2018, 142 S., 9 Euro

Anzeige



Walter Scheidel, geb. 1966, zählt zu den international renommiertesten Altertumswissenschaftlern. Der gebürtige Österreicher habilitierte sich in Wien und lehrt an der Stanford University.

»Überwältigend und provokativ«

The New Yorker

»Diese neue Geschichte der Ungleichheit von der Steinzeit bis in die Gegenwart wird eine breite Debatte auslösen.«

San Francisco Chronicle

688 Seiten, HC mit Schutzumschlag
€ 39,10 [A] · ISBN 978-3-8062-3819-8
September 2018



wbgTHEISS

wbg-wissenverbindet.de

onoperspektive, sie gehörte hier
n Berlin“, Herrschaft und Hang
s, Bericht ohne Dialog, der Raum
Wohnzimmer werden, die
Buchhalter rechneten nicht mit den
Computer kennt dich, eine
ch-Erzählung, glücklich ist doch
ant derlei szenische Darstellung und
um die Welt.

Logik des Korrekten

Der Wiener Künstler Fahim Amir schrieb das Nachwort zum „Manifest für Gefährten“ der Feministin Donna Haraway und veröffentlichte nun selbst ein Manifest: „Schwein und Zeit. Tiere, Politik und Revolte“, in dem es darum geht, sie nicht nur als Opfer zu sehen. Dabei kriegen auch die „Ökos“ ihr Fett ab: „Wir haben uns so sehr daran gewöhnt, als Konsument*innen adressiert zu werden, dass wir uns auch selbst primär als solche betrachten. Konsequenterweise wird selbst der Wunsch nach politischer Veränderung nach dem Modell des Konsums in den Blick genommen. Die praktische Kritik an sog. Auswüchsen des Kapitalismus äußert sich im Kauf kapitalistischer Produkte.“ Wobei die „Logik des korrekten Konsums, ob es nun um faire Bananen oder Bioprodukte geht, noch zynischer“ ist, denn dabei gilt, „dass ökonomisch Bessersituierte den Verdammten dieser Erde potenziell auch moralisch überlegen sind“. Das macht die „Ausgebeuteten und Marginalisierten“ mitschuldig an der „Ausbeutung und Marginalisierung aller anderen“. Denn die „planetarische Buchhalterlogik des Ökokapitalismus“ verlangt, „dass wir ständig alles auf ressourcenschonende und nachhaltige Effizienz hin evaluieren, um irgendwo irgendetwas zu sparen oder zu kaufen. Am Besten beides, zum Beispiel Tesla-Autos.“ *Helmut Hoegel*

Fahim Amir: „Schwein und Zeit“. Nautilus, Hamburg 2018, 208 S., 16 Euro

Glückliche Abtreibungen

Es ist ein provokanter und für viele womöglich befremdlicher Titel, den dieses

Buch trägt: „Happy Abortions“ Dass Abtreibungen glücklich machen könnten, erscheint undenkbar. Traurig, beschämt, schuldig: so haben sich Frauen nach dem Abbruch einer Schwangerschaft zu fühlen. Doch Erica Millar beschreibt, dass diese Reaktionen keineswegs allen Frauen gemein, sondern kulturell geprägt sind: „Happy Abortions“ ist die Analyse des emotionalen Skripts, das von Frauen verlangt, sich für ihre Abtreibung zu rechtfertigen. Methodisch erinnert es an Mithu Sanyals „Vergewaltigung“, das offenlegte, wie frauenfeindlich der gesellschaftliche Diskurs über das Verbrechen ist. Millar, die Gender Studies in Adelaide lehrt, beschreibt nun Parlamentsdebatten, analysiert Medienberichterstattung und Kampagnen von AbtreibungsbefürworterInnen wie -gegnerInnen seit Ende der 1960er Jahre. Und nimmt eine offenbar noch immer radikale Perspektive ein: die der Frau. Beispielhaft anhand des Commonwealth, aber auf Westeuropa übertragbar und vor dem Hintergrund der aktuellen bundesdeutschen Debatten über den Paragraphen 219a interessant, beschreibt Millar, wie moralische und medizinisch-gesundheitliche Diskurse, Diskurse über die abtreibende Frau als Opfer einer Vergewaltigung oder Diskurse über zu junge, zu arme, zu einsame Frauen dazu führen, unser Bild von einer abtreibenden Frau zu prägen.

Doch die Frau, die die Entscheidung für eine Abtreibung trifft, um ein glückliches Leben jenseits der Mutterschaft zu führen – die ist noch immer nicht vorgesehen. Theoretisch, schreibt Millar, könnten Frauen bei ungewollter Schwangerschaft ein Rezept ihrer Hausärztin einholen, damit zur Apotheke gehen und das Mittel zu Hause einnehmen. Doch die zumeist von Männern verabschiedeten Gesetze bleiben

schon wegen Pflichtberatung und Wartezeit bevormundend. Allein dies stelle Abtreibung als überstürzte Entscheidung dar, vor der eine Frau tunlichst zu schützen sei – und Frauen selbst als letztlich verantwortungslose Wesen: „Das autonome weibliche Subjekt, das unabhängig Entscheidungen treffen kann, ist rein fiktional.“ Millars Buch ist ein Plädoyer dafür, Abtreibung neu zu denken. Wenige Stellen sind dabei so provokant wie der Titel. Wer sich darauf einlässt, wird zu einer jüngeren Kulturgeschichte der Abtreibung eingeladen – und dazu, zumindest ungewohnte Gefühlswelten kennenzulernen, die neben Scham und Trauer ebenfalls mit dieser Entscheidung einhergehen können. *Patricia Hecht*

Erica Millar: „Happy Abortions“. Übersetzt von S. Singh. Wagenbach, Berlin 2018, 224 Seiten, 22 Euro

Texte aus dem Gefängnis

Ich werde die Welt nie wiedersehen. Briefe aus dem Gefängnis“ ist ein epischer Kassiber auf 170 Seiten. Traurig im Ton („nie mehr würde ich das Meer sehen“) und trotzig zugleich („Ich kann mühelos durch Wände gehen“). Seit zwei Jahren ist der 68-jährige Ahmet Altan im „Käfig“, wie er schreibt. Eine höhere Instanz bestätigte Anfang Oktober die lebenslängliche, erschwerte Haftstrafe. Der Vorwurf: Einen Tag vor dem Putschversuch im Juli 2016 habe er in einem Gespräch in einem lokalen TV-Sender versteckte Botschaften an die Putschisten untergebracht. So abstrus dies klingt, so seltsam ist der Umgang mit Altan hier und dort. In Europa wird sein aktuelles Buch in mehreren Sprachen aufgelegt – er gibt den über 170 Journalis-

ten hinter türkischen Gittern ein Gesicht. Anders dagegen in der Türkei: Er ist, milde gesagt, umstritten. Seine liberale, mittlerweile verbotene Zeitung *Taraf* berichtete vor knapp einem Jahrzehnt über einen Putschversuch ranghoher Soldaten, mit fingierten Beweisen. Der AKP-Regierung dienten diese Vorwürfe zur Säuberung im mächtigen Militärapparat. Eine Hausdurchsuchung bei einer schwer an Krebs erkrankten Professorin kommentierte er damit, dass das „juristisch betrachtet“ doch richtig sei. An diese Chuzpe erinnert sich die türkische Öffentlichkeit. Aber ihn für seine damalige Haltung zu ächten, ist nur noch kurzfristige Oppositionellen vorbehalten. Für alle anderen gilt: An deiner heutigen Härte werden sie dich morgen messen. Ahmet Altan verdient jetzt diese Solidarität, denn es ist das andächtige Wort eines früher arroganten, jetzt alten Mannes in einer kalten Gefängniszelle. Deshalb: Kaufen Sie dieses Buch. *Ebru Taşdemir*

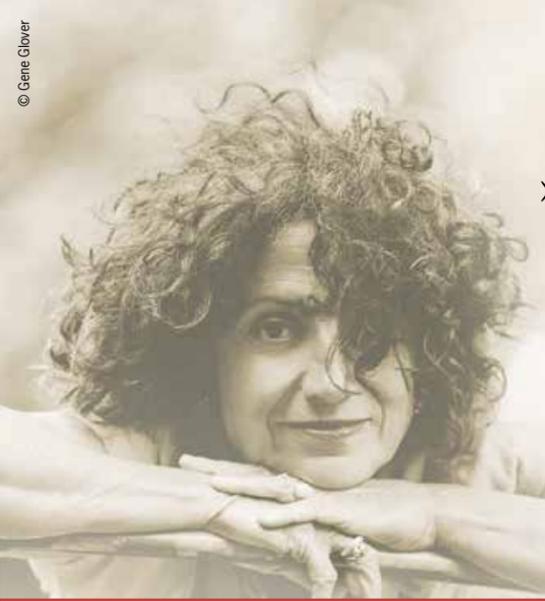
Ahmet Altan: „Ich werde die Welt nie wieder sehen“. Übers. von Ute Birgi-Knellessen. S. Fischer, Frankfurt a. M. 2018, 176 S., 12 Euro

Leid gegen Maschine

Das Erzählen von Geschichte(n) ist das Spezialgebiet von Yuval Noah Harari. Seit der Veröffentlichung seiner „Kurzen Geschichte der Menschheit“ (2013) ist der 42-jährige Israeli einer der wenigen wissenschaftlichen Sachbuchautoren mit Bestsellerstatus. Dies nicht zuletzt dank seiner Fähigkeit, die Geschichten unterschiedlicher Disziplinen verständlich und unterhaltsam zu bündeln. Seither beschäftigte sich Harari vor allem mit Zukunftsfragen. Wagt „Homo Deus“ (2017) noch einen spekulativen Blick in die Langzeit, so erkunden die „21 Lektionen für das 21. Jahrhundert“ ihre Weichenstellungen im Jetzt. Es beginnt mit einem bereits skizzierten Problem: Der Mensch droht in der datengetriebenen Welt seine Souveränität zu verlieren. Dass Computerprogramme uns bald besser kennen als wir selbst, deutet sich schon in den Diensten von Amazon und Google an. Was als Entscheidungshelfer im Alltag beginne, könnte sich zu einer allumfassenden intelligenten Kontrollinstanz ausweiten, in der für Demokratie und Liberalismus schlicht der Zweck fehlt. Genauso gerate ein Großteil der Weltbevölkerung womöglich ganz ins Abseits, da er in einer postindustriellen Zivilisation keine Funktion mehr erfüllt, wie einst Pferde zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Was also tun? Harari betrachtet Patentlösungen skeptisch. Und er sieht das Individuum in der Pflicht. Viele unserer Erzählungen, vom freien Willen bis zum authentischen Ich, seien wenig hilfreiche Fiktionen. An anderen Geschichten, wie an der von Wahlfreiheit und Selbstkontrolle, lohne es sich dagegen festzuhalten. Stark macht er sich für den Unterschied zwischen reiner, datenverarbeitender Kognition und einem zum Leiden fähigen Bewusstsein. „Erkenne dich selbst!“ lautet sein Credo. Das sei „kein spiritueller Luxus mehr, sondern eine politische und ökonomische Notwendigkeit“. *Frederic Jage-Bowler*

Yuval Noah Harari: 21 Lektionen für das 21. Jahrhundert. Übers. v. A. Wirthensohn. C. H. Beck, München 2018, 459 S., 24,95 Euro

Anzeige



»Das Schicksal hat viel Humor«

Adriana Altaras erzählt mit hinreißender Tragikomik von den Absurditäten des Theateralltags, von einer abenteuerlichen Reise zweier Frauen und von einer unverhofften Familienzusammenführung.

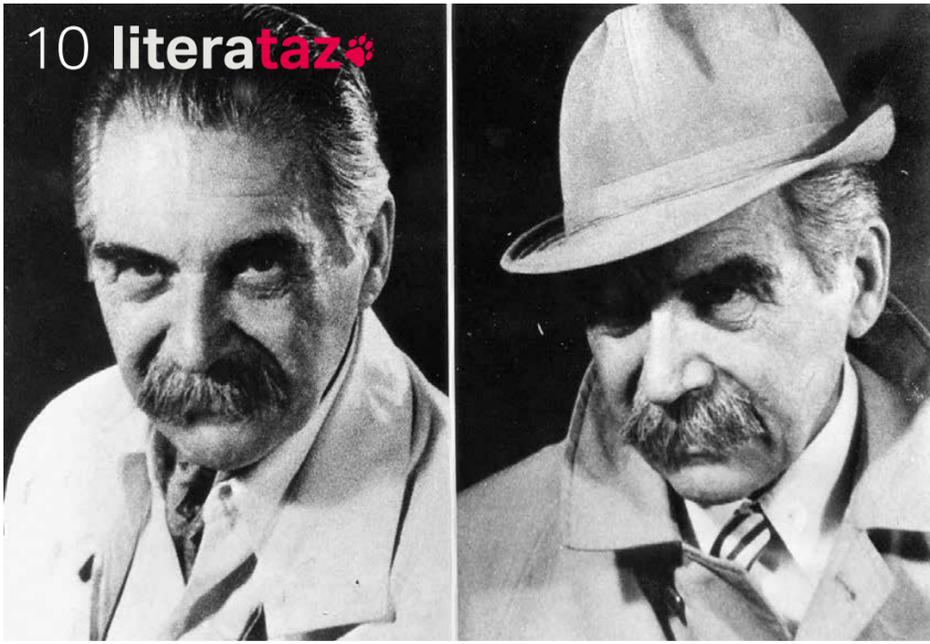


SPIEGEL
Bestseller-
Autorin

Gebunden
€ (D) 20,-
Verfügbar auch
als E-Book

Adriana Altaras live:
18.10. Berlin | 21.10. Offenbach | 22.10. Eberswalde | 24.10. Suhl | 25.10. Berlin | 6.11. Darmstadt | 12.11. Regensburg | Weitere Termine unter www.kivi-verlag.de

Kiepenheuer & Witsch



Makaber:
KZ-Arzt Josef
Mengele in
Zivilkleidung,
1979 in São
Paulo
Foto: ap

Manche Schattenzonen werden nie ausgeleuchtet

Olivier Guez beschreibt die Flucht von Josef Mengele

Von Klaus Bittermann

Das Leben des berühmtesten KZ-Arzt Josef Mengele ist ausgiebig erforscht, nun ist auch noch dieser Roman über ihn aus dem Französischen übersetzt worden. Der Autor Olivier Guez ist Journalist und hat das Drehbuch für den Film „Der Staat gegen Fritz Bauer“ geschrieben. Über Mengele hat er die einschlägige Literatur zu Rate gezogen, er ist zudem nach Argentinien und Brasilien geflogen, zu den Orten, an denen Mengele sich versteckt hat.

Ihm ist ein grandioses Buch gelungen, weil er es versteht, ohne jegliche moralische Bewertung auszukommen. Guez berichtet sachlich und genau, und nur manchmal rutscht ihm ein Adjektiv durch, auf das man hätte verzichten können. Guez' Buch beginnt mit der Ankunft Mengeles in Buenos Aires. Es schildert den politischen Hintergrund, der eine solche Flucht möglich machte, die Verhältnisse in Argentinien unter Perón, der die Nazis wegen ihrer KriegslLeistungen bewunderte. Es beschreibt das weithin bekannte Hintertreiben einer juristischen Aufarbeitung durch die von Nazis durchsetzte Bundesregierung in der Nachkriegszeit, die Nazi-Seilschaften, die sich um ihre „Kameraden“ kümmerten und die Familie Mengele warnten, wenn eine Hausdurchsuchung

angeordnet wurde, was einem angesichts der NSU und der Vorfälle in Chemnitz ein Déjà-vu beschert.

Guez gelingt es, mit einfachen erzählerischen Mitteln das Milieu im Exil zu beschreiben, in dem die Nazis auf groteske Weise ihre Weltanschauung pflegten. Das ist gut gemacht. Nur Éric Vuillard ist in seinem Werk „Die Tagesordnung“ psychologisch vielleicht noch präziser.

Aufgrund der Tagebücher Mengeles lässt sich zwar vieles rekonstruieren, aber Mengele mied aus naheliegenden Gründen die Öffentlichkeit, vor allem, als durch Zeugenaussagen immer mehr über seine Rolle im KZ ans Tageslicht kam, im Frankfurter Auschwitz-Prozess häufig sein Name fiel und der israelische Geheimdienst nach der Entführung Eichmanns ihn fast erwischt hätte. Sobald das Interesse der Öffentlichkeit sich auf ihn fokussierte, musste Mengele wie eine Kakerlake schnell in Ritzen verschwinden. Vielleicht untersuchte und bewunderte er deshalb die robuste lateinamerikanische Kakerlake, lockte sie mit Zucker auf dem Badezimmerboden an, „um das weiße Blut zu beobachten, das aus ihrem verletzten Brustkorb tropft“.

Am Ende lässt Guez Mengele beim Baden an der brasilianischen Küste ertrinken. Aber das ist Fiktion und letztlich auch unwichtig. Guez schreibt, dass

„manche Schattenzonen vermutlich nie ganz ausgeleuchtet werden“ und dass es nur in der „Form eines Romans“ gelingt, „dem makabren Leben“ des Nazi-Arzt möglichst nahe zu kommen. Aber darin besteht auch gleichzeitig die Schwäche des Buches, denn auch wenn sich die dokumentierten und die fiktiven Stellen des Buches in der Regel auseinanderhalten lassen, so gibt es nicht wenige Stellen, wo man gerne gewusst hätte, ob das nun ausgedacht oder tatsächlich passiert ist.

Und dann stellt sich die Frage: Warum eigentlich will Guez dem Leben Mengeles möglichst nahe kommen? Will man wirklich wissen, welche Qualen Mengele erleiden musste, welche Ängste und Träume ihn plagten und dass ihm eine „Vertreterin einer minderwertigen Rasse“ einen geblasen hat? Ein Stück weit ist Guez vielleicht der Versuchung erlegen, das Leben Mengeles als ein ganz und gar erbärmliches zu beschreiben, um den Gerüchten ein Ende zu bereiten, die Mengele umschwärmten wie Motten das Licht, weil er nicht auffindbar war und doch überall gesehen wurde.

Dennoch ein Buch von großer Wichtigkeit, denn die Leute, die nichts dabei finden würden, einem Mann wie Mengele wieder zu helfen oder den Mantel des Schweigens über seine grauenhaften Taten zu legen, gibt es auch heute noch. Und sie werden mehr.

Der Arzt, dessen Leben eine Täuschung war

Wo ist die Wahrheit hinter der Lüge? Emmanuel Carrères frühen Tatsachenroman „Der Widersacher“ gibt es nun auf Deutsch

Von Sophie Jung

Fünf Jahre hatte Emmanuel Carrère vergeblich am Fall Jean-Claude Romand aus dem französischen Jura gearbeitet, um endlich diesen ersten Satz aufzuschreiben – und damit doch noch eine literarische Form zu finden, der realen Hauptfigur seines Romans zu begegnen: „Während Jean-Claude Romand am Samstagmorgen, den 9. Januar 1993, seine Frau und seine Kinder tötete, saß ich mit meinen in einer Versammlung der Schule unseres älteren Sohnes.“ Der Erzähler setzt sich also gleich mit seiner Hauptfigur in Beziehung, auch wenn sie schreckliche Dinge getan hat.

So beginnt Emmanuel Carrères früher Roman „Der Widersacher“. Der Autor, inzwischen zum Literaturstar gereift, erzählt darin die wahre Geschichte eines Mannes, der 18 Jahre lang sein Leben auf Betrug und Täuschung aufgebaut hatte: Seine Forscherstelle an der WHO in Genf, seine internationalen Dienstreisen und seine Vorlesungen in Dijon waren nur erlogen, das Geld, mit dem er den Schein des erfolgreichen Mediziners und Familienvaters finanzierte, war veruntreut. Kurz bevor sein soziales Gerüst einzustürzen droht, bringt er seine Ehefrau, seine beiden Kinder und seine Eltern um.

„Der Widersacher“ berichtet aber auch vom Autor selbst, der sich in Recherchen über den rätselhaften Täter verstrickt und schließlich an der Undurchsichtigkeit seiner Hauptfigur scheitert. Carrère gibt schließlich die Perspektive des allwissenden Beobachters auf und widmet sich dem Fall Jean-Claude Romand als zweifelnder Ich-Erzähler. Denn die Wahrheit über diesen „stämmigen Mann“ mit seinem „molligen, schlaffen Körper“, der auch vor Gericht seine eigenen Lügen von der Realität nicht unterscheiden will, bleibt dem Autor verwehrt. Seinen Empfindungen über die Geschehnisse aber kann Carrère als Ich-Erzähler folgen.

„Der Widersacher“, bereits 1999 auf Französisch erschienen, wurde Carrères erster Tatsachenroman. In Frankreich ein großer Erfolg und 2002 verfilmt, hatte der Autor mit diesem Buch ein eigenes

Genre gefunden: Wahren Stoff erzählt er aus einer subjektiven Perspektive, in die Narration schaltete er seine ambivalente Stimme ein. In dieser Spielart des Tatsachenromans sollen später Carrères erfolgreiche Bücher „Limonow“, „Das Reich Gottes“ oder „Ein russischer Roman“ folgen. Der Verlag Matthes & Seitz veröffentlicht nun auf Deutsch diesen frühen Bericht über die Selbstfindung eines Autors, der heute einer der wichtigsten Vertreter der französischen Gegenwartsliteratur ist, übersetzt wie immer bei Carrère von Claudia Hamm.

„Der Widersacher“ ist ein schmerzhaftes Buch. Nur punktuell, aber mit psychologischer Schärfe zoomt sich Carrère in die Schlüsselmomente eines angehenden Familienmörders hinein. Da ist etwa jener Morgen im zweiten Studienjahr Medizin: „Am Tag der mündlichen Prüfung stand der Zeiger seines Weckers zunächst auf der Stunde, zu der er hätte aufstehen sollen, dann auf der des Prüfungsbegins, später auf der ihres Endes. In seinem Bett liegend schaute er ihm zu. (...) Am frühen Nachmittag riefen seine Eltern an, und er sagte, alles sei gut gegangen. Sonst rief niemand an.“

Jean-Claude Romand, ein einsamer Junge mit Prüfungsangst. Er wird nie wieder eine Prüfung antreten. Stattdessen wird er lügen.

Im Selbstversuch begibt sich der realitätssuchende Carrère in den versteckten Alltag des Täters. Er sucht die Parkplätze und Autobahnraststätten auf, an denen Romand stundenlang vor sich hingedöst haben muss, während andere ihn bei bahnbrechenden Forschungsarbeiten wähten. An diesen Transitorten vor der zersiedelten Ebene von Genf versteht der Autor: „Eine Lüge dient normalerweise dazu, eine Wahrheit zu verbergen, etwas vielleicht Beschämendes, aber Wahres. Die seine verbarg nichts. Hinter dem falschen Doktor Romand gab es keinen echten Jean-Claude Romand.“

Die Leere seines Lebens wollte Jean-Claude Romand sich nicht eingestehen, bis zur bittersten Konsequenz. Ein Buch über Schwächen, die wir alle kennen, über Lügen, die wir alle erzählen und die sich zur Katastrophe verhärten.



Emmanuel Carrère: „Der Widersacher“. Aus dem Französischen von Claudia Hamm. Matthes & Seitz, Berlin 2018. 195 Seiten, 22 Euro



Olivier Guez: „Das Verschwinden des Josef Mengele“. Aus dem Französischen von Nicola Denis. Aufbau, Berlin 2018. 224 Seiten, 20 Euro

taz abo



Weitere
Prämien* unter
taz.de/praemien
T (030) 25 90 25 90
abomail@taz.de

Drei in einem Abo⁺

- + taz die tageszeitung – täglich unabhängiger Journalismus
- + taz am Wochenende – umfangreich, hintergründig, unterhaltsam
- + Le Monde diplomatique – internationale Politik, einmal im Monat

Abonnieren Sie mehr als eine Zeitung!

Entdecken Sie die Blogs auf taz.de, taz gazete, taz bewegung, taz mixtape.

Ein taz Abo kostet 50,90 €/Monat (Standardpreis) oder 62,90 €/Monat (Politischer Preis). Wer wenig hat zahlt unseren ermäßigten Preis von 31,90 €/Monat (leider ohne Prämie).

Die digitale taz in der App können Sie für nur 1€/Woche zubuchen!

*Eine Prämie erhalten Sie bei Bestellung eines unbefristeten Abos zum Standard oder Politischen Preis mit einer Mindestlaufzeit von einem Jahr, zzgl. Porto bei Versand ins Ausland.

Aboprämie*: Der neue taz-Rucksack ist PVC-frei, umweltfreundlich und fair hergestellt, dank der robusten Plane bleibt der Inhalt auch bei Regen zuverlässig trocken. Hersteller: Vaude

Von Jan Jekal

Bereits vor seinem Erscheinen machte Bob Woodwards neues Buch über die ersten Monate der Trump-Präsidentschaft Schlagzeilen. In frühen Besprechungen hatten große Publikationen wie die *New York Times* die saftigsten Passagen aus „Furcht. Trump im Weißen Haus“ schon vorgelesen: Der Wirtschaftsberater stibitzt brisante Dokumente vom Schreibtisch des Präsidenten, weil der alles reflexartig unterschreibt. Der Verteidigungsminister attestiert ihm die intellektuellen Fähigkeiten eines Fünftklässlers. Der Stabschef bezeichnet ihn als „Idioten“. Es steht also nichts in Woodwards Buch, das man sich nicht denken konnte, aber jetzt weiß man es aus renommierter Quelle, und nicht nur durch den Boulevard-Reporter Michael Wolff, dessen „Feuer und Zorn“ Anfang des Jahres einen ersten Einblick in das Weiße Haus gegeben hat. Wie schon bei diesem für ihn wenig schmeichelhaften Buch schlug die lauteste Werbetrömmel wieder Präsident Trump selbst. Kategorisch wies er zurück, ein wütender, inkohärenter Typ zu sein, der zu viel twittert, und zwar in einer Abfolge wütender, inkohärenter Tweets.

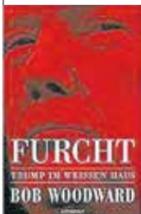
Am Hof des Wütenden Der Star des investigativen Journalismus über Trump

Das Weiße Haus, so die wesentliche Erkenntnis aus Woodwards Buch wie aus den anderen Büchern des rasant wachsenden Korpus der Trump-Literatur, ist zurzeit ein dysfunktionaler Ort, der wie der Königshof eines übellunigen Regenten anmutet. Figuren aus zweiter Reihe haben aufgrund der spektakulären Unfähigkeit des Präsidenten die Politik der US-amerikanischen Exekutive übernommen; es geht diesen ungewählten Gestalten aber mehr um Schadensbegrenzung als darum, eigene Ziele durchzubringen.

Als er davon hörte, dass Woodward ein Buch über ihn veröffentlichten wird, rief Präsident Trump übrigens bei dem Reporter an und fragte, wieso er ihn, den Präsidenten, nicht nach einem Interview gefragt habe. Er habe es ja versucht, beteuerte Woodward, es gab nur kein Durchkommen. Trump lenkte ein: Das könne schon sein, schließlich hätten viele in seinem Camp Angst davor, mit ihm zu sprechen. Was zu beweisen war!

Seit Bush senior hat es Tradition, dass Woodward, langjähriger Reporter der *Washington Post*, ein vernichtendes Buch über den amtierenden Präsidenten veröffentlicht. An seinem typischen Stil, in dem auch „Furcht. Trump im Weißen Haus“ verfasst ist, lässt sich durchaus Anstoß nehmen. Woodward schreibt in einer allwissenden Erzählstimme und impliziert so die alternativen Wahrhaftigkeit seiner szenischen Darstellungen; er stellt nicht gegensätzliche Aussagen gegenüber oder legt die Quellennlage offen, sondern schreibt seine Sachbücher wie geradlinig geplottete Polit-Thriller. Dieser Simulation von Eindeutigkeit liegt eine nicht unproblematische Arbeitsmethode zugrunde: „Deep Information“ nennt Woodward es, wenn er jeder seiner Quellen Anonymität versichert, unter der Bedingung, jede ihm mitgeteilte Information verwenden zu dürfen. Es bleibt Woodwards Geheimnis, auf welcher Grundlage genau er Situationen erzählt.

Weil es sich bei ihm um den wohl größten Star des investigativen Journalismus handelt, wird diese Arbeitsweise kaum in Frage gestellt. Seit Woodward mit seinem Kollegen Carl Bernstein die Watergate-Affäre ans Licht brachte und Robert Redford ihn in „Die Unbestechlichen“ verkörperte, ist er eine Ikone. Seine Weigerung einer Kontextualisierung kann man jedoch frustrierend finden. Er erklärt kaum, analysiert nicht, enthält sich einer Bewertung. Er schreibt auf, was ihm gesagt wurde. Christopher Hitchens nannte ihn den „Stenographen der Mächtigen“ und Joan Didion stichelte, seine Bücher ließen „jegliche Hirnaktivität“ vermischen. Das Lesen seiner Bücher ist in erster Linie eine Vertrauensfrage.

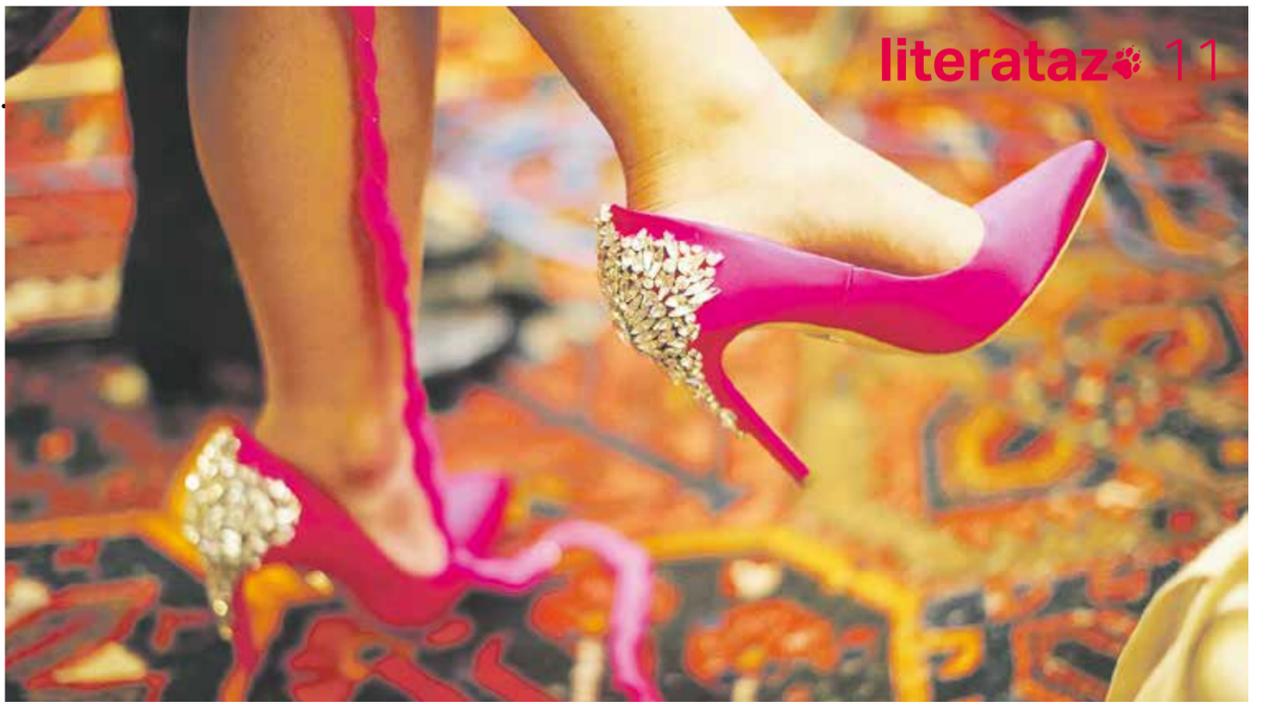


Bob Woodward: „Furcht. Trump im Weißen Haus“. Rowohlt, Reinbek 2018. 512 Seiten, 22,95 Euro



Jessa Crispin: „Warum ich keine Feministin bin. Ein feministisches Manifest“. Übers. v. Conny Löscher. Suhrkamp, Berlin 2018. 145 Seiten, 12,95 Euro

Auch feministisch: Hüte stricken für den Women's March in Washington
Foto: Lucy Nicholson/reuters



Harmlos und fickbar

Die US-amerikanische Autorin Jessa Crispin haut dem Mainstream-Feminismus seine Widersprüche um die Ohren

Von Nina Apin

Für den Feminismus läuft es glänzend: Die ganze Welt redet über Internet-Hash-tags wie „#MeToo“ oder „#WhyIDidn't Report“, in denen Frauen ihre Erfahrungen mit sexistischer Anmache, Belästigung und sexueller Gewalt öffentlich machen. Überall gehen Frauen für feministische Anliegen auf die Straße. In den USA mit pinken Pussyhats gegen einen sexistischen Präsidenten, in Irland, Chile und Argentinien gegen rigide Abtreibungsverbote, in Indien gegen Vergewaltigung und in Saudi-Arabien gegen das patriarchale Vormundschaftssystem.

All diese Kämpfe werden dazu noch glamourös unterstützt: Von Beyoncé bis zu Ivanka Trump, vom Modelabel Dior bis zu H&M – Feminismus, vor Jahren noch Kampfbegriff oder Schimpfwort, ist inzwischen weithin geadelt als etwas, das Frauen (und sogar Männern) gut zu Gesicht steht.

Für Jessa Crispin ist dieser vermeintliche Siegeszug eine Katastrophe. In einem Manifest wettet die US-amerikanische Autorin gegen eine in ihren Augen mainstreamtauglich verflachte Lifestyle-Ideologie, in der Bekenntnisse Inhalte ersetzen und ein Wohlgefühl-Imperativ kritische Gedanken im Keim erstickt. „Warum ich keine Feministin bin“ heißt der schmale Band, der als Anklage wider den feministischen Zeitgeist daherkommt.

Wenn Feminismus sich in Narzissmus, Denkfaulheit und Gönndir-Mentalität erschöpfe, wenn er Frauen erlaube, gleiche Rechte zu fordern, wenn er die Unterdrückung der Machtlosen und Armen mitzuwirken, wenn er nicht bereit sei, den Status quo zu erschüttern und signalisiere: „Ich bin harmlos, beiße nicht und lasse mich gerne ficken“ – dann sei sie keine Feministin, stellt die Autorin fest. Ihre Idee von Feminismus ist ein „reinigendes Feuer“, das unser gesellschaftliches System demontiert.

Nun sind Reinigungsfantasien immer schwierig, und sensible Leserinnen dürften bei der Lektüre dieses mit Kraftausdrücken gespickten Werks hin und wieder gequält aufseufzen. Doch Crispins Suada hat nicht nur verbalen Schmackes, sondern auch intellektuellen Charme. Es macht Spaß, ihr dabei zu folgen, wie sie vermeintliche Gewissheiten des Dritte-Welle-Feminismus zerlegt. Etwa die Annahme, dass Feminismus eine für alle anschlussfähige Bewegung sein könnte, ohne sich bis zur Unkenntlichkeit zu verwässern.

Was ist gewonnen, fragt sich Crispin, wenn Frauen, die sich laut und stolz zum Feminismus bekennen, in der Freizeit Pole-Dancing-Kurse besuchen, misogynen Rap hören oder Republikaner wählen – während eine künstlerisch eigenständige Musikerin wie Björk dafür angefeindet wird, dass sie sich nicht als Feministin bezeichnen mag?

Crispin kritisiert den Bekenntniskult unter jungen Feministinnen. „Es sollte uns nicht um Bekehrung gehen, sondern darum, auf die Wünsche und Bedürfnisse von Frauen zu hören, die sich möglicherweise von unseren unterscheiden“, etwa muslimischen Frauen, von denen verlangt werde, zu übernehmen, was westliche Feministinnen als wertvoll empfinden: „Unabhängigkeit, Erfolg und Sexualität“. Darüber, ob der Feminismus einer überwiegend weißen, bürgerlichen Mittelschicht überhaupt glücklich macht, werde nicht geredet, beklagt sie. Auch nicht darüber, was die Bewegung in ihrer jetzigen Form Frauen zu bieten habe.

Vergiftetes Geschenk

Die Einladung zur „Selbstermächtigung“ – für die Autorin nur ein neoliberaler Zwang, sich selbst zu optimieren. Und das Angebot, sich vorzukämpfen in die Komfortzone der patriarchalen Annehmlichkeiten, Macht, Geld und Erfolg? Ein vergiftetes Geschenk, findet Crispin. Nicht jeder persönliche Sieg einer Frau sei auch ein politischer. „Nur weil Frauen Zugang zur Macht bekommen, werden wir keine egalitäre Welt erleben, sondern dieselbe, nur mit mehr Frauen.“

Die Autorin ruft ihren Schwestern zu: Hört auf, euch dem Kapitalismus und dem Patriarchat anzudienen! Zeigt euch solidarisch mit der schwarzen Bürgerrechtsbewegung, mit Frauen, die einen geringeren Bildungsstand und ein geringeres Einkommen haben als ihr. Und hört auf, so weinerlich und selbstgerecht zu sein!

Mit dem akademischen Milieu, in dem ein Professor schon für einen unpassenden Witz gefeuert wird, geht sie besonders hart ins Gericht. Ebenso mit der Tendenz zur Mob-Justiz in sozialen Netzwerken, wo Feministinnen zur Jagd auf „toxische Männlichkeit“ blasen. Für Crispin Ausdruck eines Rachebedürfnisses, das Verlierer produziert, um Sieger sein zu dürfen – um den Preis der Menschlichkeit. Frauen, betont Crispin, seien mitnichten die

besseren Menschen. Deshalb führe auch das Feindbild Mann nirgendwohin. Statt sich im Opferstatus einzurichten, solle man den Zorn lieber wieder gegen ein traditionelles Ziel richten: das Patriarchat.

Wie das gehen soll mit der Überwindung patriarchaler Strukturen, und welcher Femi-

nismus, welche Gesellschaft aus dem imaginierten „reinen Feuer“ hervorsteigen soll, diese Antwort bleibt die Autorin schuldig. Aber das ist schon in Ordnung. Von einem Arschtritt erwartet ja auch keiner eine Lösung, sondern nur einen kräftigen Anstoß. Der ist Jessa Crispin allemal gelungen.

taz-Veranstaltungen auf der Frankfurter Buchmesse

www.taz.de/buchmesse

Mittwoch, 10. Oktober

14 Uhr | Leseinsel

Helmut Höge „Die lustige Tierwelt und ihre ernste Erforschung“, Westend Verlag. Moderation: Mathias Bröckers

16 Uhr | taz-Stand

Dirk Knipphals „Wellenreiter“, Rowohlt Verlag. Moderation: Ulrich Gutmair

Donnerstag, 11. Oktober

12 Uhr | taz-Stand

40 Jahre taz – Das Buch. Buchvorstellung mit Mathias Bröckers und Stefan Reinecke

13 Uhr | taz-Stand

Elza Javakhishvili / ელზა ჯავახიშვილი „Unvollendete Poesie / დაუმთავრებელი პოეზია“. Performance der georgisch-deutschen Künstlerin und visuellen Dichterin. Moderation: Ulrich Gutmair

14 Uhr | Leseinsel

Bernd Müllender „Eupen. 100 Orte in Ost-Belgien und Umgebung“, grenzEcho Verlag. Moderation: Doris Akrap

15.30 Uhr | Leseinsel

Goran Vojnovic „Unter dem Feigenbaum“, Folio Verlag. Moderation: Doris Akrap

Freitag, 12. Oktober

12 Uhr | taz-Stand

Adriana Altaras „Die jüdische Souffleuse“, Kiepenheuer und Witsch. Moderation: Doris Akrap

13.30 Uhr | Leseinsel

„Wolfgang Pohrt – Werke in 11 Bänden“, Edition Tiamat. Mit Klaus Bittermann (Verleger und Herausgeber), Moderation: Ulrich Gutmair

14 Uhr | Leseinsel

LE MONDE diplomatique, Edition N° 24 „Die Essenmacher. Was die Lebensmittelindustrie anrichtet“. Referent: Manfred Kriener, Moderation: Willi Vogelpohl (taz)

Samstag, 13. Oktober

10.30 Uhr | Leseinsel

Anke Stelling „Schäffchen im Trockenen“, Verbrecher Verlag. Moderation: Ulrich Gutmair

13 Uhr | taz-Stand

Margarete Stokowski „Das Ende des Patriarchats“, Rowohlt Verlag. Moderation: Doris Akrap

13.30 Uhr | Leseinsel

Bettina Wilpert „Nichts, was uns passiert“, Verbrecher Verlag. Moderation: Doris Akrap

14 Uhr | Leseinsel

taz Wahrheitklub unter dem Motto „Orgeln, bis die Igel kommen!“

Sonntag, 14. Oktober

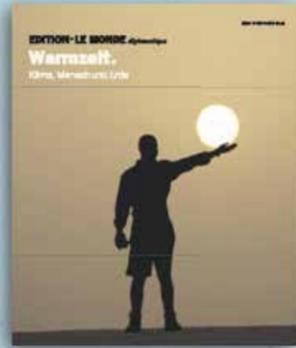
14 Uhr | Leseinsel

Ash Odman, Michael Fanizadeh, Volkan Ağar, VIDC (Hg.) „Nach dem Putsch. 16 Anmerkungen zur ‚neuen‘ Türkei.“ Mandelbaum Verlag

Leseinsel der unabhängigen Verlage: Halle 4.1, D 36

taz-Stand (direkt nebenan): Halle 4.1, D 28

EDITION • LE MONDE *diplomatique*



EDITION • LE MONDE *diplomatique* **Die Essenmacher.** Was die Lebensmittelindustrie anrichtet

**Jetzt bestellen:
030-259 02-138
shop@taz.de
8,50 €**

Kinder, Essen ist fertig!

Der Mensch nimmt im Laufe eines 80-jährigen Lebens 120 000 Mahlzeiten zu sich. Essen ist heute politischer als je zuvor: Während die einen jeden Tag darüber nachdenken müssen, wie sie ihre Kinder satt bekommen, und in manchen Weltregionen Hunger als Kriegswaffe eingesetzt wird, zerbrechen sich andere den Kopf darüber, welches Superfood am besten in ihren Diätplan passt. Wie sollen in Zukunft 8 Milliarden Menschen satt werden? Mit Kunstfleisch aus der Petrischale, mit Fisch aus Unterwasserkäfigen und Tomaten aus der Sahara? Wir schauen auf die Äcker und in die Töpfe und trauern mit den Imkern um das Bienensterben.

Mit Essays und Reportagen von Jitendra Choubey, Christiane Grefe, Manfred Kriener, Hilal Sezgin u.a. und einem Interview mit Benny Härlin.
112 Seiten, inklusive Karten und Grafiken

.....
monde-diplomatique.de

Sie will keinen Konsens

Kann es einen guten linken Populismus geben? Chantal Mouffe zufolge schon

Interview **Tania Martini**

*Den Konsens kritisiert sie ebenso wie den radikalen Bruch: Chantal Mouffe und ihr verstorbener Mann Ernesto Laclau haben seit ihrem Buch „Hegemonie und radikale Demokratie“ (1985) großen Einfluss auf linke Aktivist*innen genommen. Podemos, Syriza, La France Insoumise beziehen sich auf sie, einige sind ihre Freunde. Dem Liberalismus wirft Mouffe vor, das zwangsläufig konflikthafte Wesen des Pluralismus zu verkennen. Politik sei der Kampf um Hegemonie. Nun wartet die Theoretikerin der radikalen Demokratie mit dem Plädoyer für einen linken Populismus auf, der sich stellenweise wie das Programm für Sahara Wagenknechts „Aufstehen“-Bewegung liest. Querfront oder Emanzipation? Wir sprachen mit Chantal Mouffe am Rande des Humanities-Festivals in Wien.*

taz: Madame Mouffe, Sie sagen, wir leben in einer postpolitischen Zeit. Man könnte auch das Gegenteil annehmen.

Chantal Mouffe: Was ich postpolitisch nenne, ist die Tatsache, dass die Bürger nicht mehr zwischen unterschiedlichen Konzepten wählen können. Es gibt keine Unterschiede mehr zwischen Mitte-links und Mitte-rechts. Das ist wie eine Wahl zwischen Coca-Cola und Pepsi-Cola. Demokratie muss agonistisch sein, es muss Konfrontation geben und damit auch die Möglichkeit der Wahl. Wir haben einen Konsens der Mitte und der ist schlecht für die Demokratie. Das habe ich schon 2005 formuliert.

Zur dritten Amtszeit Tony Blairs.

Ja, Blairs dritter Weg, Giddens „Beyond Left and Right“ – politische Kontroversen wurden als überwunden erklärt. Alle bewegten sich in die Mitte und präsentierten sich als Mitte-links, Blair wollte den Thatcherismus mit menschlichem Antlitz. Sie hatten die rechte Hegemonie des Thatcherismus akzeptiert. Alle, die auf einen Bruch mit dem Thatcherismus gehofft hatten, waren enttäuscht worden. Was in der Zivilgesellschaft passierte, hatte nicht die Möglichkeit, sich in verschiedenen Alternativen auszudrücken. Das nenne ich postpolitisch. Alternativlosigkeit ist gefährlich für die Demokratie, das führt zu Enthaltung oder schafft das Terrain für Populisten. Leider war meine Vorhersage richtig. Damals gab es nur zwei Rechtspopulisten, Haider und Le Pen, heute sind sie in ganz Europa.

Und ein neuer Populismus von links soll das ändern?

Der populistische Moment ist eine Reaktion auf die Postdemokratie. Populismus kann regressiv oder progressiv sein.

Den regressiven sehen wir täglich. Es fällt mir schwer, mir einen progressiven vorzustellen.

Schauen Sie in die 1930er Jahre. Karl Polanyi hat die Widerstände

gegen die erste Globalisierungswelle studiert, sie waren entweder regressiv und führten zum Faschismus und Nazismus oder progressiv und führten zum New Deal eines Franklin D. Roosevelt. Wir erleben gerade etwas sehr Ähnliches. Die Gesellschaften wehren sich gegen die Folgen des Neoliberalismus.

Andererseits wollen Sie ausgerechnet von Margaret Thatcher, der Mutter der neoliberalen Revolution, lernen.

Genau. Im Gegensatz zur Labour Party war sie sich des konfrontativen Wesens der Politik sehr bewusst. Ihre Strategie war eindeutig populistisch. Sie zog eine Frontlinie zwischen den „Kräften des Establishments“ auf der einen Seite und den einfachen Leuten auf der anderen. Deshalb war sie erfolgreich. Heute gibt es eine Rückkehr von Konflikten durch all jene Widerstandsbewegungen, die ich die Anti-Establishment-Bewegungen nenne, deshalb spreche ich von einem populistischen Moment.

eine Reaktion gegen die Postdemokratie. Postdemokratie ist eine Konsequenz des Neoliberalismus, aber das erkennen die Rechtspopulisten nicht unbedingt. Sie sagen, die Postdemokratie sei eine Folge der Migration. Nur linke Populisten erkennen, dass der Feind, die Kräfte des Neoliberalismus sind.

Sie sagen aber auch, ein linker Populismus dürfe gewisse Dinge nicht den Rechten überlassen: Die Kategorien Volk und kollektiver Wille finden Sie keinesfalls problematisch, im Gegenteil, ebenso die Idee eines charismatischen Anführers.

Im Sinne eines linken Populismus ist das Volk keine empirische Referenz, es ist eine politische Kategorie – es ist immer eine Konstruktion.

Dennoch ist das Volk ohne den Rekurs auf eine ethnische Gemeinschaft oder die Nation nicht zu haben.

Natürlich wird bei einigen der Begriff immer eine ethnische Di-

sche etc., bündeln und die Herauskristallisierung eines kollektiven Willens anstreben, der von gemeinsamen Affekten getragen wird. Alle, die dem Linkspopulismus kritisch gegenüberstehen, bemängeln, dass dazu ein charismatischer Führer nötig sei und darin eine autoritäre Dimension läge.

Ja. Und was antworten Sie?

Es muss sich dabei nicht zwangsläufig um ein Individuum handeln, es können spezifische Forderungen sein, die zum Symbol aller anderen Forderungen werden. Solidarność wurde zum Symbol für viele verschiedene Forderungen gegen den Totalitarismus. Oder nehmen Sie „Ni una menos“ in Argentinien, diese Feministinnen kämpfen auch für die Rechte der Immigranten, für die Arbeiterklasse. Das Bild des Anführers ist wichtig, wenn es um Affekte in der Politik geht. Das ist eine Frage der Identifikation. Der Anführer kann auch ein Primus inter Pares sein.

Da drückt sich für mich eher ein vertikales Politikverständnis aus, das mit dem Rekurs auf die Masse verbunden ist – eine politische Form, die in die Phase des Fordismus gehört.

Nein, ich bin dezidiert kritisch gegenüber der Vorstellung von Homogenität. Die demokratischen Ansprüche stimmen nicht notwendigerweise überein, sie können gar in Konflikt zueinander stehen. Man muss eine „Äquivalenzkette“ zwischen den verschiedenen Ansprüchen bilden, um sie in Forderungen zu verwandeln. Meine Überlegungen basieren auf der dissoziativen Sichtweise des Politischen als Feld des Konflikts und des Antagonismus. Es kann nicht darum gehen, einen rationalen Konsens zu etablieren, das ist nicht möglich.

Aber nicht im Sinne Carl Schmitts, der glaubt, der konstitutive Konflikt führe zwangsläufig in die Selbsterstörung der liberalen Demokratie.

Nein, das Ziel ist, den Dissens auf eine Weise zu managen, die nicht zum Bürgerkrieg führt.

Einige Linkspopulisten machen die so genannte Migrantenproblematik zum Thema, ist das nicht Wasser auf die Mühlen der Rechten?

Ich bin mir da nicht sicher, bei Podemos sehe ich das nicht und ich weiß nicht, was in Deutschland gerade geschieht, um ein Urteil zu fällen. Die *Libération* hat sich neulich genau angeschaut, was Wagenknecht genau sagt, und in der Tat gibt es nichts, was klar als Antimigrationsposition gesehen werden kann. Ich denke nicht, dass die Alternative entweder keine Grenze oder Antimigration ist. Wir sollten nicht in die Falle tappen, die Frage der Einwanderung als ein Entweder-oder zu stellen.

Sie sagen, Marine Le Pen sei keine rechtsextreme Politikerin.

Ich glaube nicht, dass es Grund zur Annahme gibt, dass Marine Le Pen, käme sie an die Macht, die re-

präsentative Demokratie abschaffen würde, obschon sie die Demokratie einschränken würde, klar. Ich bin sehr kritisiert worden für die Behauptung, die rechtspopulistischen Parteien seien keine faschistischen Parteien und keine extrem rechten Parteien. Das Ziel der extremen Rechten ist es, die repräsentative Demokratie zu Fall zu bringen und ein völlig anderes System zu schaffen. Die extreme Rechte benutzt Gewalt, keine Wahlen.

Vielleicht ist der Plan weniger der Putsch als das langsame Sterben der Demokratie.

Ich erinnere mich, dass es in Italien einen Moment gab, als die kommunistische Partei sehr wichtig war, das demokratische Spiel spielte und einige sagten, das sei bloß Heuchelei. Wenn sie an die Macht kämen, würden sie einen totalitären Staat gründen. Das ist eine konspirative Sichtweise. In Skandinavien etwa sind einige Rechtspopulisten in einer Regierungskoalition, ich glaube nicht, dass ihr Ziel ist, eine Diktatur zu etablieren.

Aber es gibt Verbindungen zwischen gewalttätigen Gruppen auf den Straßen und Rechtspopulisten in Parlamenten.

In Frankreich und Großbritannien gibt es auch eine extreme Rechte, aber es sieht nicht so aus, als würden sie sich zur Wahl stellen. Das sollte man auch nicht zulassen. Auch die FPÖ ist keine Neonazi-Partei. Natürlich sind einige rechtsextrem, aber die Art, diese Parteien zu stigmatisieren, ist eine Strategie, um sich selbst als gute Demokraten zu präsentieren und den Rechtspopulismus als moralische Krankheit abzutun. Die anderen für Rassisten, Sexisten und Homophobe zu halten ist eine einfache Strategie für die sogenannten guten Demokraten, um keine Selbstkritik üben zu müssen.

Wen meinen Sie?

Der Erfolg des Rechtspopulismus ist die Folge des Verzichts der Sozialdemokraten auf die Arbeiterklasse. Es ist viel einfacher für sie, den Rechtspopulismus zu einem natürlichen Phänomen zu machen, wie das Wetter, für das es keine rationale Erklärung gibt.

Sie sagen eine Konfrontation zwischen linkem und rechtem Populismus voraus. Mir scheint eher, dass die Grenzen da zunehmend verschwimmen.

Ja, aber auf der anderen Seite ist es interessant, diese antipopulistische Hysterie zu sehen.

Hysterie? Von wem?

Von denen, die versuchen, den Status quo zu verteidigen, und alle Menschen, die den vorherrschenden Konsens kritisieren, als Antidemokraten diskreditieren. Seit 2008 bröckelt die neoliberale Hegemonie, das macht einige nervös, wir müssen verstehen, dass das Problem die Postdemokratie ist. Deshalb sage ich, dass die Widerstände gegen die Postdemokratie originär demokratisch sind.

Und jetzt alle für Jean-Luc Mélenchon? Chantal Mouffe hat den linken Präsidentschaftskandidaten beraten. Merkel hat er für die Öffnung der Grenzen kritisiert. Er zitiert oft Charles de Gaulle und singt die Marseillaise statt die Internationale
Foto: Clement Mahoudeau/IP3/Getty

HEINRICH BÖLL STIFTUNG

Neuerscheinung

Unabhängig, unverklärt, feministisch, frisch und garantiert folklorefrei

Georgien, neu buchstabiert

Herausgegeben von der Heinrich-Böll-Stiftung, transcript Verlag

Buchvorstellung bei **OPEN BOOKS:** Do 11. Okt. 2018, 18.30 – 19.30 Uhr Historisches Museum Frankfurt, Saalhof 1, 60311 Frankfurt am Main

Heinrich-Böll-Stiftung Schumannstr. 8, 10117 Berlin www.boell.de
Unser Stand auf der Buchmesse Frankfurt – Halle 3.1 C 16

Sie sprechen auch von Postdemokratie.

Ja, das Postpolitische ist nur ein Aspekt der Postdemokratie. Unsere Gesellschaften sind natürlich immer noch demokratisch, aber die zentralen Eigenschaften der Demokratie, das Prinzip der Gleichheit und die Souveränität des Volkes gibt es nicht mehr.

Wie verhält es sich genau mit der Souveränität?

Das betrifft den Aspekt des Postpolitischen, das Fehlen von Alternativen. Aber seit der Finanzkrise 2008 gibt es einen weiteren Aspekt, nämlich die Oligarchisierung unserer Gesellschaft: Sie stellt das Ideal der Gleichheit radikal in Frage.

Dass die Menschen den Rechten zulaufen, interpretieren Sie als Folge des Neoliberalismus. Aber weil Sie Haider und Le Pen nannten: Die haben doch auch immer radikal marktliberal argumentiert.

Ja, das stimmt, viele rechtspopulistische Bewegungen widersprechen nicht wirklich dem Neoliberalismus, aber dennoch sind sie

mension haben. Bei Marine Le Pen bedeutet er etwas anderes als bei Jean-Luc Mélenchon, bei ihm gibt es keine ethnische Dimension.

Und wie ist die Idee eines kollektiven Willens mit der Heterogenität der Kämpfe vereinbar?

Das ist die größte Herausforderung für den linken Populismus. Bereits in den 1980ern schrieben Ernesto Laclau und ich, emanzipative Politik dürfe sich nicht auf die Arbeiterklasse beschränken, wir waren damals sehr besorgt, weil die neuen sozialen Bewegungen, nicht berücksichtigt wurden. Heute stehen wir vor einem ähnlichen Problem. Wegen der Oligarchisierung unserer Gesellschaft gehen viele Forderungen vom Prekariat aus. Tatsächlich sind wir heute, im Postfordismus, alle in einem viel stärkeren Ausmaß als noch im Fordismus von der Logik des Kapitalismus betroffen, in der Zwischenzeit wurde sogar der Wohlfahrtsstaat abgebaut. Ein linker Populismus muss eine Vielzahl heterogener demokratischer Forderungen, antirassistische, ökologi-



Chantal Mouffe: „Für einen linken Populismus“. Übers. v. R. Barth. Suhrkamp, Berlin 2018, 111 Seiten, 14 Euro



Chantal Mouffe, geb. 1943 in Charleroi, ist Professorin für Politische Theorie an der University of Westminster in London. Ihr postmarxistischer Theorieansatz steht in der Tradition Antonio Gramscis und des Poststrukturalismus. Wichtige Werke:

„Hegemonie und radikale Demokratie“ (dt. 1991); „Das demokratische Paradox“ (dt. 2008); „Über das Politische“ (dt. 2007)



Dirigent und Komponist Wilhelm Furtwängler 1939
Foto: Weirich/bpk

Die Lebenden und die Toten

Warum reisen wir so gerne in die Vergangenheit? Valentin Groebner erkundet den Tourismus

Von Ambros Waibel

Als „kluge, federleichte Essays“ bewirbt der S. Fischer Verlag Valentin Groebners „Retroland: Geschichtstourismus und die Sehnsucht nach dem Authentischen“. Diese Zuschreibungen treffen für manche der teils schon in Zeitschriften erschienenen Ausführungen des Historikers durchaus zu; und man wird es dem Verlag kaum verübeln können, dass er die langweiligen und präntösen Passagen nicht extra anpreist – schon allein deswegen, weil es ja die Aufgabe des Lektorats gewesen wäre, die Redundanzen des in Luzern mittelalterliche und Renaissance-Geschichte lehrenden Professors in den Griff zu bekommen.

Andererseits ist es schon so, dass Groebner sich, auf seine eben flanierende Weise, den Aporien der Tourismusindustrie stellt: etwa derjenigen, dass sie sich selbst zu kultivierten „Reisenden“ erhebenden an ihren Urlaubsorten sehr distanziert auf „die Veränderungen, die sie selbst ausgelöst haben“, reagieren, dabei aber als Auslöser dieser Veränderungen eben gerade nicht sich selbst, sondern die Anderen, die bösen „Touristen“, haftbar machen.

Wie der Tourismus zur weltweit drittgrößten Dienstleistungsindustrie hat aufsteigen

können, sei letztlich von der historischen Forschung nicht erklärt, sagt Groebner. Er bläst damit in das gleiche Horn wie der italienische Soziologe Marco d'Eramo, der in seinem ebenfalls heuer erschienenen, systematischeren Buch, „Die Welt im Selfie: Eine Besichtigung des touristischen Zeitalters“, feststellt, dass trotz üppigen Literaturschiffs man die originellen Thesen zum Thema Tourismus an den Fingern einer Hand abzählen könne.

Arbeit und Freizeit

Wenn wir also schon nicht genau wissen, warum wir reisen, dann können wir vielleicht wenigstens vermuten, warum über das Reisen derzeit so viel geschrieben wird? D'Eramo sieht den klassischen Tourismus seit 1945 gebunden an das klassische Arbeitsverhältnis: Ohne festgelegte Arbeitszeit keine geregelte Freizeit; ohne festes Einkommen und bezahlten Urlaub keine Pauschalreise; ohne ausreichende Altersversorgung keine Aufläufe von Rentnern in beigefarbenen Funktionswesten.

Das aktuelle Beschreiben des Tourismus wäre also ein langsames Abschreiben und Abschiednehmen: Denn die gern als „Geschenke“ denunzierten „Wohltaten“ des Sozialstaates – die in Wirklichkeit hart erkämpft wurden – werden in

unserem neuen Jahrhundert ja peu à peu kassiert.

Valentin Groebner, eher uninteressiert an den materiellen Grundlagen, betont das „noch“, das die Werbeabteilung der Tourismusindustrie so liebt: Das Paradies wird dort versprochen und ersehnt, wo die Menschen noch authentisch sind, die Uhren noch langsamer ticken, wo, besonders absurd „die Vergangenheit noch ein Erlebnis ist“. Urlaub sei „das Versprechen auf wiedergegebene Zeit“, also beim Geschichtstourismus speziell die Reise in eine Zeit, zu der es noch gar keinen Tourismus gab, weil die Voraussetzungen fehlten, die eben heute – noch! – den Tourismus ermöglichen.

Vorstellbar wären in einigen Jahren aber halt auch gruselige Ausflüge in ein historisches Berliner Bürgeramt, in dem Beamte ganz langsam Formulare von A nach B schoben, auf liebevoll mit Strohhalm dekorierten Originalschreibtischen, die von Sinnsprüchen à la „Ich lasse mich nicht hetzen! Ich bin auf der Arbeit und nicht auf der Flucht!“ geschmückt sind.

Natürlich würde eine solche Darstellung den realen, historischen Gegebenheiten nicht gerecht. Das muss sie auch gar nicht – sie muss nur fürs Heute funktionieren, erklärt Groebner. Besonders unangenehm deutlich wird das an Orten des von Menschen gemachten Grauens: Wer behauptet, schreibt Groebner, im Namen der Toten zu sprechen und das Leiden malträtiert Menschen in der Vergangenheit zu empfinden und zu verkörpern, setze sich selbst an die Stelle derjenigen, in deren Namen er oder sie auftritt.

Das Selfie vor dem einst tödlich elektrisch geladenen Stacheldrahtzaun von Auschwitz – das ich selbst spanische Touristen in diesem Sommer habe machen sehen – ist nur ein besonders ernüchterndes Beispiel dafür, dass es bei den Besuchen bei den Toten und beim Vergangenen, beim Geschichtstourismus eben, um eine einzige Kategorie geht: um das gegenwärtige, sich noch und noch einmal und immer wieder seiner Lebendigkeit und Erlebnisfähigkeit versichern müßende Ich.

„Das kann, muss man aber nicht mögen“, schließt der Autor.



Valentin Groebner: „Retroland: Geschichtstourismus und die Suche nach dem Authentischen“, S. Fischer, Frankfurt a. M. 2018, 224 Seiten,



Felix Bohr: „Die Kriegsverbrecherlobby“, Bundesdeutsche Hilfe für im Ausland inhaftierte NS-Täter“, Suhrkamp, Berlin 2018, 558 Seiten, 28 Euro

Die Deutungshoheit beanspruchen

Felix Bohr beschreibt die Jahrzehnte währende Kampagne zur Freilassung von verurteilten Naziverbrechern im westlichen Ausland

Von Klaus Hillenbrand

Wir waren miteinander im Krieg, auch wenn die Italiener ein bisschen früher ausgeschieden sind. Dass dort unten einer, der ziemlich stark in sehr böse Sachen hineingeraten ist, immer noch bei seinem ehemaligen Verbündeten einsitzt, leuchtet mir nicht ein.“ Der Mann, der diese Worte im Mai 1973 äußerte, war kein Ewiggestriger, ja nicht einmal ein Teilnehmer des Zweiten Weltkriegs. Es war Willy Brandt, damals Bundeskanzler der Bundesrepublik.

Mit seinem Satz setzte sich Brandt für Herbert Kappler ein. Der SS-Obersturmbannführer in Rom hatte 1944 den Befehl zu einem Blutbad gegeben. In den Ardeatinischen Höhlen ließ er 335 willkürlich ausgewählte Italiener erschießen, als Vergeltung für einen Partisanenüberfall. 1948 wurde „der Henker von Rom“ zu einer lebenslangen Haftstrafe verurteilt.

Wie aber kam ausgerechnet Brandt dazu, sich für einen NS-Verbrecher einzusetzen? Das ist eine von mehreren Fragen, mit denen sich Felix Bohr in seinem Buch „Die Kriegsverbrecherlobby“ auseinandersetzt. Darin geht es um die unablässigen und jahrzehntelangen Bemühungen, die letzten in ausländischer Haft einsitzenden deutschen NS-Täter freizubekommen. Es ist ein beschämendes westdeutsches Nachkriegskapitel, dem Bohr dabei gründlich auf die Spur kommt.

Denn es war ja nicht so, dass Brandt mit seiner Entlassungsforderung ein einsamer Rufer in der Wüste gewesen wäre – im Gegenteil. Der sozialdemokratische Kanzler reihte sich in eine lange Tradition ein. Um humanitäre Motive ging es dabei am allerwenigsten. Vielmehr war es das Ziel ihrer Protagonisten im Hintergrund, verurteilte Nazi-Täter in eine Reihe mit kriegsgefangenen Wehrmachtssoldaten zu stellen und so ihre Schuld zu relativieren.

Das fing schon mit den Begrifflichkeiten an. Aus Kriegsverbrechern und Nazi-Tätern wurden zunächst „kriegsgefangene Deutsche im Westen“, bis sich bald darauf die Bezeichnung „Kriegsverurteilte“ durchsetzte – mehr als nur eine semantische Wortklauberei, entstand damit doch der Eindruck, dieser Personenkreis sei wegen allgemeiner Kriegshandlungen widerrechtlich verurteilt worden.

Die Zahl der Betroffenen war überschaubar. Ende der 1950er Jahre saßen nur noch fünf deutsche NS-Täter in westeuropäischen Ländern in Haft. Neben Kappler waren das vier Männer in den Niederlanden. Einer von ihnen, Joseph Kotalla, war KZ-Kommandant gewesen, die anderen hatten sich an der Ermordung von mehr als 100.000 holländischen Juden beteiligt. Sie waren also gar nicht aufgrund von Kriegshandlungen verurteilt worden.

Dabei verwundert es nicht, dass es gerade die Lobby von SS und NS-Tätern war, die sich von Beginn an für deren Freilassung starkmachten. Dazu zählte der „Verband der Heimkehrer“, der auch Angehörige der Waffen-SS und Polizisten vertrat, die „Stille Hilfe für Kriegsgefangene und Internierte“, deren Unterstützung in erster Linie NS-Verbrechern galt, und die Hiag, ein Veteranenverband der Waffen-SS. Sie begründeten ein Netzwerk, das bis

in die Spitzen des jungen Staates reichte – und stießen dabei auf viel Wohlwollen. Schließlich ging es Kanzler Konrad Adenauer darum, ehemalige Nationalsozialisten zu kooptieren, NS-affine Wählerstimmen einzufangen und zugleich einen „Schlussstrich“ unter die Vergangenheit zu setzen. Und so sprach Bundespräsident Heinrich Lübke den „Fall Kappler“ 1965 bei einem Besuch seines italienischen Amtskollegen an, verfügte der Verband der Heimkehrer über einflussreiche Bundestagsabgeordnete und intervenierten deutsche Diplomaten immer wieder für die Freilassung der NS-Täter. Und es floss Geld – viel Geld.

Zudem bemühten sich die Kirchen um die Freilassung der „angeblichen Kriegsverbrecher“ (so eine Broschüre des evangelischen Hilfswerks). Auffällig dabei ist, dass es besonders Mitglieder der NS-kritischen Bekennenden Kirche waren, die ihr Herz für die Gefangenen entdeckten, darunter auch Martin Niemöller, und ein Aufheben der „Unrechtsurteile“ verlangten. Bohr bezweifelt, dass es dabei nur

Ziel war, verurteilte Nazi-Täter in eine Reihe mit kriegsgefangenen Wehrmachtssoldaten zu stellen und so ihre Schuld zu relativieren

um Nächstenliebe, Barmherzigkeit und Vergebung ging.

Willy Brandt bleibt unverdächtig, ein heimlicher Nazi-Freund gewesen zu sein. Bohr attestiert dem Kanzler andere Motive. In der SPD kollidierte Brandts Wunsch nach Versöhnung mit dem Widerstand im Parteiapparat, sich für die früheren eigenen Unterdrücker einzusetzen. Doch auch die Sozialdemokraten bemühten sich um die Stimmen früherer Nationalsozialisten und auch sie traten bei revanchistischen Tagungen als Redner auf – auch ein Versuch, sich vom Ruch des vaterlandslosen Gesellen zu befreien. „Man kann nicht ein total zerstörtes Land materiell wieder aufbauen, ein halbwegs geordnetes Staatswesen entstehen lassen in der Hoffnung, dass sich daraus ein Partner der anderen Völker entwickle, und gleichzeitig das Volk in seiner Schuld und Mitverantwortung eingraben“, zitiert Bohr Willy Brandt.

Die Versuche, die letzten inhaftierten NS-Täter im Ausland freizubekommen, gingen nach Brandts Rücktritt weiter. Sie wurden verfolgt von Helmut Schmidt wie Helmut Kohl, Genscher und Weizsäcker. Kappler gelang 1977 die Flucht, Kotalla starb. Schließlich gewährten die Niederlande den letzten NS-Tätern 1989 die Freiheit. Ein Kapitel Nachkriegsgeschichte war abgeschlossen.

Bohr ist ein glänzendes Buch darüber gelungen, wie es Rechtsextreme erreicht haben, Politik für sich zu instrumentalisieren und zugleich die Deutungshoheit über die Geschichte zu beanspruchen. Angesichts der derzeitigen Versuche, die NS-Zeit als einen „Fliegenschiss“ umzudeuten, ist sein Buch aktueller, als uns lieb sein kann.

Anzeige

Der Mabuse-Verlag auf der Buchmesse



Jürgen Zully
Schlafkunde
Wissenswertes rund um unseren Schlaf

132 Seiten, 12,95 Euro, ISBN 978-3-86321-400-5

Schlafen – kennt jeder. Aber was ist Schlaf überhaupt? Schlaf ist ein ungeheuer faszinierender und geheimnisvoller Teil unseres Daseins. Der renommierte Schlaf-forscher Jürgen Zully erläutert ihn in verständlicher und unterhaltsamer Weise, auf Grundlage wissenschaftlicher Erkenntnisse.

Besuchen Sie uns in Halle 3.1, G 71.
www.mabuse-verlag.de



Was du nicht willst, das man dir tu

Aleida Assmann über Menschenpflichten und drohende „Leitkultur“

Von Ulrich Gutmair

Die Höflichkeit ist wieder da. Zusammen mit Begriffen wie Anstand, Zivilität, Anerkennung, Respekt und Empathie bildet sie einen Cluster von (wieder) als wünschenswert erachteten Verhaltensweisen, die das Gegenüber im Blick haben. Das konstatiert Aleida Assmann in ihrem Buch „Menschenrechte und Menschenpflichten. Schlüsselbegriffe für eine humane Gesellschaft“.

„Menschenpflichten“ klingt erst einmal merkwürdig. Doch Aleida Assmann zeigt erstens, dass es einen Jahrtausende alten Kanon der guten Lebensführung gibt und dieses Wissen „über Räume und Zeiten hinweg verlustlos übertragbar ist, weil es universelles Wissen ist“. Und zweitens, dass die Menschenpflichten die notwendige Rückseite der Menschenrechte sind. Sie bedingen sich gegenseitig.

Die Menschenrechte seien keine Privilegien, sondern grundlegende Bedingungen menschlicher Existenz, schreibt Assmann. Während sie Grundrechte „festhalten und Ansprüche formulieren, fixieren die Menschenpflichten Formen eines geregelten sozialen Umgangs“. Frühe Formulierungen dieser Pflichten finden sich in den altägyptischen Weisheitslehren. 3.000 Jahre lang beanspruchten sie Gültigkeit, bis sie in den christlichen „Sieben Werken der Barmherzigkeit“ neu formuliert wurden.

In der Lehre des Ägypters Cha-Scheschonqui etwa sind Maximen versammelt, die von Ratschlägen für ein kluges, dem eigenen Wohlbefinden zuträgliches Verhalten bis zu Antikorruptionsklauseln reichen: „Wer gerne streitet, findet keine Ruhe. Bekämpfe das Falsche in dir. Lindere den Schmerz des Leidenden. Nimm kein Geschenk von einem Mächtigen, und sei nicht um seinetwillen ungerecht gegen einen Schwachen.“

In den Werken der Barmherzigkeit wird ein Basiskatalog formuliert: „Die Törichten ermahnen. Die Hungrigen speisen, die Dürstenden tränken. Die Nackten kleiden. Den Obdachlosen Quartier geben. Die Kranken besuchen. Die Gefangenen besuchen. Die Toten bestatten.“ Hier werden *basic needs* beschrieben, aus denen sich der Auftrag ableitet, die Grundbedürfnisse jener im Blick zu haben, „die davon vorübergehend abgeschnitten sind“.

Die totalitären Neigungen

Jahrtausende war man sich über den zentralen Wert der guten Werke einig. Dann stellte Luther den Glauben über die guten Werke, „denn alle anderen Werke kann ein Heide, Jude, Türke, Sünder auch tun“. Aleida Assmann schreibt es nicht, aber man kann auf die Idee kommen, dass hier die Ursache für den Umstand zu finden ist, warum ein guter Christ wie Luther es für richtig hielt, seine Mitchristen dazu aufzurufen, dass man die Synagogen der Juden „mit Feuer anstecke“ und „dass man auch ihre Häuser desgleichen zerbreche und zerstöre“.

Denn wo die guten Werke wenig gelten, der rechte Glaube aber alles ist, ist der Grundstein für die totalitären Neigungen der Moderne gelegt. Im Besitz einer höheren Wahrheit kann man sich über die goldene Regel hinwegsetzen: Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem andern zu.

Aleida Assmanns Buch ist vor einem Jahr erschienen. Anlässlich der Verleihung des Friedenspreises an sie und ihren Mann Jan Assmann ist es nun um einen zweiten Teil erweitert worden. Darin beschäftigt sich die Autorin mit den Begriffen Höflichkeit, Anstand, Zivilität, Anerkennung, Respekt und Empathie. Sie zeigt, wie Höflichkeit in der sich ausprägenden Bürgergesellschaft zu einem zentralen Wert wird. Im London des frühen 18. Jahrhunderts verweist „politeness“ nicht nur auf die

Polis, sondern auch auf das Verb „to polish“. Höflichkeit ist zuerst Arbeit am Selbst.

Empathie dagegen sei mit Vorsicht zu genießen, da der Empathie Selektionsmechanismen eigen sind: Ihr Motor springt bei einem Gegenüber an, das als ähnlich erkannt wird. Was den Spiegelneuronen fremd erscheint, darf nicht auf hormonell induzierte Barmherzigkeit hoffen. Auch der Respekt ist nicht unproblematisch, da er ursprünglich hierarchisch gedacht ist. Im Begriff des kulturellen Respekts wiederum lauert die Gefahr des Kulturrelativismus. Er will ominösen „kulturellen Besonderheiten“ Vorrang vor den Werten der Zivilisation einräumen.

Hilft dagegen Leitkultur? In ihrer Auseinandersetzung mit den „Zehn Thesen zu einer deutschen Leitkultur“ von Thomas de Maizière kritisiert Assmann, dass diese drei unterschiedliche Diskurse um Identität, Verfassung und Sozialität munter durcheinanderwerfen. Die Anrufung eines „Wir“, das sich nur auf Tradition und Sitte stützt, untergräbt in der Tat den Verfassungsdiskurs. Wer sind „wir“ denn? Die Deutschen, die schon deutsche Urgroßeltern haben, die deutschen Staatsbürger, das Volk, die Bevölkerung, the people?

De Maizières Dekalog erscheine hier als „symbolische Grenzmarkierung, die gelegentlich polemische Töne anschlägt und sogar den Charakter einer Drohung annimmt“, schreibt Assmann richtig. Denn die Ausrufung einer „Leitkultur“ beinhaltet immer eine Zurechtweisung aller, die nicht so sind, wie sich selbsternannte Leit-Deutsche das vorstellen.

Dass umgekehrt ein Schuh draus wird, kann man von Aleida Assmann lernen: Wer sich an Menschenrechten und der sich ausprägenden Bürgergesellschaft zu einem zentralen Wert wird. Dieser Kanon hat jeder Leitkultur Jahrtausende voraus.

Menschenrechte sind keine Privilegien, sondern grundlegende Bedingungen menschlicher Existenz, schreibt Assmann
Foto: Karsten Thielker



Aleida Assmann: „Menschenrechte und Menschenpflichten. Schlüsselbegriffe für eine humane Gesellschaft“. Picus Verlag, Wien 2018. 192 S., 22 Euro



Wolfgang Engler/Jana Hensel: „Wer wir sind. Die Erfahrung, ostdeutsch zu sein“. Aufbau Verlag, Berlin 2018. 288 S., 20 Euro



Befreiung von was?

Verschiedene Generationen: Wolfgang Engler und Jana Hensel erforschen ebenso verstörend wie inspirierend Ostdeutschland

Von Stefan Reinecke

Dieses Buch ist befremdlich, inspirierend, auf jeden Fall ungewöhnlich. Ein älterer Mann und eine jüngere Frau unterhalten sich in zehn Kapiteln über Ostdeutschland. Wolfgang Engler, Kultursoziologe und lange Rektor der Schauspielschule Ernst Busch, war 37 Jahre, als die Mauer fiel, die Journalistin Jana Hensel war 13. Bekannt wurde sie 2002 mit „Zonenkinder“, einer Art Autobiografie der ostdeutschen Wendekinder. Diese persönlichen Angaben sind hier von Belang. „Wer wir sind“ ist ein Sachbuch, das Gespräch dafür eine merkwürdige Form, aber in diesem Fall eine überzeugende. Es erlaubt den leichten Wechsel der Sprechweisen, ein verflochtenes Ineinander von Theorie und Meinung, von soziologischer Analyse und Erlebtem. Das Ganze ist der Versuch, Ostdeutschland in kreisenden Bewegungen verständlich zu machen. Das könnte geschwätzig sein. Aber dieser Text hat, jedenfalls in den ersten zwei Dritteln, etwas Strenges an sich, ist eher geistige Übung als Geplauder.

Die Rollen sind verteilt. Hensel ist die Linkliberale, die stolz auf Merksels Flüchtlingspolitik ist, Engler der linkskonservative Skeptiker, der wie viele Ostdeutsche in Merksels „Wir schaffen das“ vor allem „Ihr badet das aus“ hörte. Merksels Flüchtlingspolitik, die es ja nur einen kurzen Herbst über gab, hat im Osten wie ein Enzym gewirkt, das Entfremdungsprozesse katalysierte, die derzeit nicht mehr reversibel scheinen.

Dieses Buch lädt, jedenfalls Westdeutsche, nicht allzu oft zu zustimmendem Nicken ein. Mitunter scheint weniger Pegida als die empörte Reaktion auf Pegida und die Assoziationskette Pegida-Dresden-Osten das Kardinalproblem zu sein. Engler, einer der scharfsinnigsten Analytiker des Ostens nach der Wende, empfiehlt gegen die Neigung zur AfD der politischen Linken beherrschtes Engagement für mehr soziale Gleichheit. So wünschenswert das ist, so fragt sich doch, ob die Abneigung gegen Fremde in Ostdeutschland (und Osteuropa) nicht noch ganz andere Gründe hat.

Der bundesdeutschen Öffentlichkeit bescheinigt Engler eine Tendenz zur „Gleichschaltung“, was nah am AfD-Sprech siedelt und das Gefühl spiegelt, es schon wieder mit einer Diktatur zu tun zu haben, auch wenn es eine aus Meinungen ist. Engler korrigiert sich im Gespräch rasch selbst: Gleichschaltung sei eine „unzulässige Übertreibung im Eifer des Disputs.“ Das ist das Bemerkenswerte dieses Buches. Man kann zweien, die die Wahrheit weniger beanspruchen als suchen, beim Verfälschen der Gedanken, beim Probieren und Verwerfen von Ansichten zuhören. Es ist ein Diskurs in Zimmerlautstärke. Das ist gerade in einem Moment erfreulich, in dem die Meinungsbassboxen vibrieren.

Der verstörendste Satz stammt von Hensel. „Der Erfolg der AfD stellt, mal ganz wertfrei gesagt, die bisher größte Emanzipationsleistung der Ostdeutschen dar“. Eine Emanzipation von was? Vom liberalen Westen? Eine Befreiung – wohin?



40 Jahre taz – Das Buch

40 Jahre Zeitgeschichte, 400 Seiten, 40 Euro

Die berühmten taz-Titelseiten im Faksimile, über 150 Fotos aus allen Phasen der taz, vier lange Essays zu den vier taz-Dekaden: das große taz Buch ist ein äußerst unterhaltsames zeitgeschichtliches Dokument. MitarbeiterInnen der taz von damals und heute schreiben über das Innenleben der Redaktion und des Verlags und über die Titel, Themen und Temperamente, die die taz groß gemacht haben.

www.taz.de/40jahre-buch

taz Verlags- und Vertriebs GmbH, Rudi-Dutschke-Straße 23, 10969 Berlin



Jetzt im taz Shop bestellen!
Lieferung porto- und versandkostenfrei!

Befreit den Sex!

Archaische Moral und digitale Moderne: Leïla Slimani interviewt eine hybride Generation marokkanischer Frauen

Von **Edith Kresta**

Dunkel, bitter, traurig – die Gesprächsprotokolle der Schriftstellerin und Prix-Goncourt-Preisträgerin Leïla Slimani mit marokkanischen Frauen zum Thema Sex erzählen von individuellem Leid, von Verdrängung, Anpassung, Entwertung, Heuchelei. Es sind Frauenschicksale, die ein erschreckendes Gesamtbild geben: das sexuelle Elend einer Gesellschaft. Das Buch „Sex und Lügen“ ist ein Blick nach Marokko aus einer radikalen Perspektive. Eine Suche nach dem verdrängten weiblichen Körper, der dem Zwang der Gruppe unterworfen ist. Der Anspruch auf weibliche Lust und Sexualität ist das gesellschaftliche Tabu schlechthin.

Die Unterdrückung weiblicher Sexualität in der arabischen Welt haben Feministinnen wie die Marokkanerin Fatima Mernissi, die Ägypterinnen Nawal el-Saadawi und Mona Eltahawy oder die Algerierin Assia Djebar lange vor Slimani thematisiert. Die erfolgreiche Schriftstellerin bricht das Schweigen erneut und zeigt: Das Moralkorsett erstickt die Frauen auch heute, trotz Globalisierung und Digitalisierung.

Slimani ist eine legitimierte Zeitzeugin: Gebürtige Marokkanerin, Intellektuelle, jung, nahe dran, suchend, überzeugend. Das bricht den herrschenden Diskurs über die arabische Welt: Zwischen den zwei Polen, Westen und Islamismus, gibt es eine Realität von Männern und Frauen, die lieben, die lieben, die leiden.

Die marokkanischen Frauen, mit denen Slimani sprach, sind Ehefrau, Therapeutin, Medizinerin, Prostituierte, Moderatorin. Sie erzählen von sexuellen Traumata und sexuellen Traumata. Von der Hysterie um die

Jungfräulichkeit, von nagenden Schuldgefühlen, von Begehren, Demütigung, Missbrauch und vom Nichtwissen über Sexualität. In einem Land, wo nach Artikel 490 des Strafgesetzbuchs außerehelicher Sex noch heute mit bis zu einem Jahr Gefängnis bestraft werden kann. Während die Frauen immer mehr Posten in der Gesellschaft besetzen, wurden ihre Rechte mit dem Personenstandsgesetz von 2004 nur zögerlich angepasst. Fakt bleibt: Auf dem Körper der Frau lastet die Moral einer Gesellschaft. Eine wie Slimani sagt „kümmerliche Moral“, die Leute wegen einem Kuss in der Öffentlichkeit bestraft.

Faty Badi, die eine Hörsendung im Radio moderiert, sagt: „Die Gesellschaft ist sehr prüde, konservativ und zugleich vollkommen besessen vom Sex und davon, es im Bett zu bringen. Die Leute leiden unter einer regelgerechten Persönlichkeitspaltung. (...) Diese ganze sexuelle Frustration führt zu Gewalt und Boshaftigkeit.“

Angst, sich zu beschmutzen

Neben Frauen lässt Slimani auch einen Theologen, einen Regisseur, einen Polizisten und einen Soziologen sprechen. „Die feministischen Gruppen vernachlässigen das Problem der Sexualität. Genau wie die politischen Parteien haben sie Angst, ihre Glaubwürdigkeit zu verlieren, sich zu beschmutzen“, sagte der Soziologe Abdessamad Dialmy. „Wie häufig hört man, wenn man mit Progressiven spricht, dass man nicht zu schnell und zu weit gehen könne, um die Öffentlichkeit nicht zu sehr gegen sich aufzubringen, die so sehr an ihrer Tradition hängt. In diesem Fall der Unterdrückung der Frau.“

„Ich leide nicht darunter, dass ich nicht mit meinem Freund schlafen darf, ich finde es zum

Kotzen“, sagt die Ärztin Malika. „Das Problem ist, dass ich mich irgendwie verkehrt fühle ... Die Heuchelei nimmt zu, ebenso wie der Konservatismus.“

Zwar hätten die arabische Revolution, die Herausbildung von Mittelschichten und das Aufkommen von Social Media den Klammergriff des Schweigens gelockert, schreibt Leïla Slimani. Aber zwischen wachsendem Fundamentalismus, angefeuert durch den in den Maghreb strömenden Wahhabismus, und einer digitalen Moderne, die alte Werte hinwegfegt, muss die Befreiung der Erotik wie jede Befreiung „hart erkämpft werden“. Dem voraus gehe eine seltene Freiheit: „das Recht, eigenständig zu denken“, schreibt Slimani.

Slimani nimmt es sich. Ob die in Paris lebende Schriftstellerin in Marokko als privilegierte Landesverräterin beschuldigt wird, ob man ihr unter Pariser Intellektuellen Islamophobie aus Opportunismus vorwirft: Slimani benennt existenzielles Unrecht. Gegen identitäre Zuschreibungen wehrt sich die gebürtige Marokkanerin ohnehin.

Die #MeToo-Enthüllungen hätten etwas aufgedeckt, das nicht nur mit sexueller Belästigung zu tun hat, sagte sie in einem Interview mit der *Zeit*: „Nach Köln haben viele gesagt, dass arabische Männer weiße Frauen vergewaltigen wollen. In den USA wurde schwarzen Männer das Gleiche vorgeworfen. Weiße Männer aber galten als unproblematisch. Seit Harvey Weinstein wissen wir, dass es ein universelles Problem gibt. Es ist keine Frage von Herkunft oder Hautfarbe.“

Aber es ist eine Frage von Macht, religiöser Ideologie, Arm und Reich. Auch für Marokko gilt: Wer Geld und Verbindungen hat, kann frei vögeln und braucht praktisch nichts zu fürchten.



Der verdrängte weibliche Körper Foto: Emile Luider/rea/laif



Leïla Slimani: „Sex und Lügen. Gespräche mit Frauen aus der islamischen Welt“. btb, München 2018, 208 S., 12 Euro

Flecken der Anarchie

Gewürzgrenzen und Brüderlichkeit: Simone Perotti lotet in seinem „Atlas der Mittelmeerinseln“ einen Kulturraum neu aus

Von **Tim Caspar Boehme**

Mehr als 4.300 Inseln gibt es im Mittelmeer. Große wie Sizilien, Zypern oder Malta und viele kleine und sehr sehr kleine. Auf 0,02 Quadratkilometer Fläche bringt es das kleinste Eiland, das der italienische Schriftsteller Simone Perotti in seinem „Atlas der Mittelmeerinseln“ verzeichnet hat. Nelson-Insel heißt es, gehört zu Ägypten und ist eine von insgesamt 42 Inseln, die der seit 2014 durch das Mittelmeer segelnde Perotti in seinem Buch vorstellt. Die wenigsten von ihnen dürften sich allgemeiner Bekanntheit erfreuen, Lampedusa und Ithaka zählen zu den Ausnahmen.

Mit seinem Atlas beabsichtigt Perotti denn auch das Gegenteil einer touristischen Serviceleistung. Vielmehr will er den Kulturraum des Mittelmeers neu erschließen und vermessen, träumt von die übliche Kartografie hinter sich lassenden Einteilungen in „Inseln des Wortes“, „Inseln der Tragödie“ oder „Inseln des Schweigens“, er imaginiert anstelle von Demarkationslinien etwa „Gewürzgrenzen“, die eine „wunderbare Landkarte“ ergeben, die für „Brüderlichkeit“ statt für Trennung sorgt. Um diesen Anspruch geopolitisch sichtbar zu machen, hat er mit der Gefängnisinsel Imrali, auf der Abdullah Öcalan seit 1999 inhaftiert ist, eine Landmasse aus dem Marmarameer und mit Sweti Iwan und Beresan noch zwei – unbewohnte – Inseln aus dem Schwarzen Meer in seinen Atlas aufgenommen.

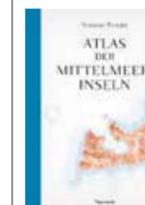
Jede Insel hat ihre eigene Karte, wobei in der Legende am Ende des Buchs ausdrücklich darauf hingewiesen wird, dass die Abbildungen nicht als Seekarten geeignet sind. In den knappen Beschreibungen zu den einzelnen Inseln stehen stichpunktartige Angaben zu Erscheinungsbild, Fläche, Einwohnerzahl und Klima. Letzteres im übertragen-

den Sinne, wahlweise charakterisiert als „unbegreiflich faszinierend“ (Isola de las Palomas), „surreal, macht anfällig für bezaubertes Staunen“ (Tavolara) oder „verzweifelt“ (Imrali – Öcalan saß die ersten zehn Jahre seiner Haft dort als einziger Insasse ein).

Die eigentlichen Einträge Perottis zu den Inseln sind literarische Miniaturen, die Motive aus deren Geschichte mehr oder minder direkt aufgreifen. Am Ende jedes dieser Texte folgt eine kurze Notiz mit geschichtlich wichtigen Daten. Einige Inseln haben selbst schon eine prominente literarische Geschichte vorzuweisen, wie Procida im Golf von Neapel, auf der Elsa Morante wunderbarer Roman „Arturos Insel“ spielt.

Auf einer anderen Ebene ist das Buch durchzogen von der heutigen Realität des Mittelmeerraums als Migrationsroute und Massengrab: Von „Karten für die Flucht“ spricht Perotti in seiner Einleitung und von „Karten für diejenigen, die verzweifelt nach Hause zurückkehren wollen, vor allem, wenn sie nicht wissen, was ihr Vaterland ist“. Sein Text zu Lampedusa ist eine fiktive Szene zwischen vor Kurzem auf der Insel angekommenen Flüchtlingen und einem Geist aus der Vergangenheit, den ein ähnliches Schicksal dorthin trieb.

An den Inseln fasziniert Perotti stets ihre randständige Lage dank ihrer „pelagischen Natur“, zu Deutsch wegen ihrer Position mitten im freien Meerwasser. Was sie einerseits prädestiniert für ihren verbreiteten Missbrauch als Gefängnis für „Verrückte, Abweichler, Andersartige“, was sich andererseits aber auch in gegenteiliger Form politisch bemerkbar macht: „Bis heute“, schreibt er, „ist eine Insel ein Stück anarchischer Boden“, ein Raum für Abenteuer, der, wenn er könnte, selbst „in See stechen und über das Meer verschwinden würde“. Mit diesem Atlas kann man Letzteres in der Fantasie schon einmal selbst erproben.

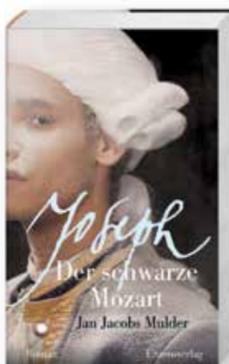


Simone Perotti: „Atlas der Mittelmeerinseln“. Übers. v. J. Brandestini. Wagenbach Verlag, Berlin 2018. 144 S., 34 Euro

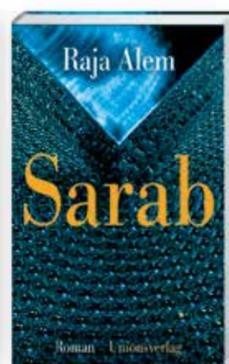
Anzeige



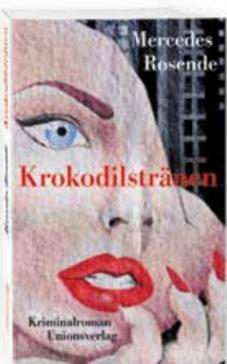
Claudia Piñeiro
Smart, skrupellos und erfolgreich verlogen: Ein Thriller um die neue Politikergeneration.



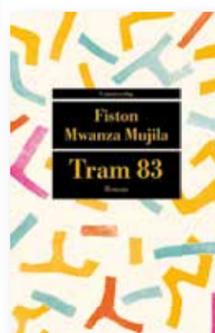
Jan Jacobs Mulder
Der Roman über das atemberaubende Leben von Joseph Boulogne, den vergessenen »schwarzen Mozart«.



Raja Alem
Die Geburtsstunde der al-Kaida. Der Roman aus erster Hand als weltweite Erstveröffentlichung.



Mercedes Rosende
Kleine Verbrecher und große Verlierer in Montevideo.



Fiston Mwanza Mujila
Rhythmisch und rau erzählt Fiston Mwanza Mujila die Geschichte zweier ungleicher Freunde.



Kobo Abe
Ein Mann, eine Frau und der unauffhaltsame Sand.



Colin Dexter
»Die interessanteste Figur der englischen Kriminalliteratur seit Sherlock Holmes.«
Süddeutsche Zeitung

Unionsverlag